1,60 DM / Band 179
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Spuk im Leichenschloß

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Spuk im Leichenschloß

John Sinclair Nr. 179

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 08.12.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Spuk im Leichenschloß

»Raus! Ich will hier raus! Laßt mich...!«

Obwohl die Worte nur leise gesprochen waren, verstand Cathy Barker sie dennoch. Und sie rissen sie sogar aus dem Schlaf.

Cathy fuhr hoch. Automatisch tastete ihre Hand zum Lichtschalter, fand ihn aber nicht, bis ihr einfiel, daß sie sich ja nicht zu Hause in London befand, sondern auf Highgrove Castle.

Und die Konsole mit der Lampe stand auf der anderen Seite des breiten Betts.

Sie wälzte sich über die Matratze und hatte den rechten Arm bereits ausgestreckt, als sie abermals die Stimme hörte.

»Raus! Ich will hier raus!«

Cathy zuckte zusammen. Sie fieberte plötzlich, ihr Körper schien unter Strom zu stehen.

Doch keine Täuschung, wie sie gehofft hatte. Das war eine Stimme gewesen. Und jedes einzelne Wort hatte sie genau verstanden. Aber wer sprach so? Wer machte ihr da Angst? Einer von der Gruppe? Hatten sich die Jugendlichen einen Scherz erlaubt?

Zuzutrauen wäre es ihnen, schließlich sollte es in diesem Schloß spuken. Sie hatte auch nichts gegen einen Geist, der nachts durch die Gänge turnte und lachte, wenn man ihm das weiße Laken vom Körper riß.

Aber diese Stimme hatte sich echt angehört, so verdammt echt.

»Laßt mich raus!«

Da, wieder. Jetzt bekam es Cathy Barker doch mit der Angst zu tun. Die 22jährige Sozialarbeiterin wollte endlich sehen, wer ihr da diesen Streich spielte. Sie wollte das Licht einschalten, da ertönte ein Surren. Gleichzeitig durchschnitt von der Tür her ein heller Strahl die Dunkelheit und traf die freie Wand über dem Kopfende des Bettes, wo früher einmal Bilder gehangen hatten.

Cathy setzte sich aufrecht. Eine schreckliche Szene lief vor ihren Augen ab. Sie sah eine junge Frau, die in einem halb offenen Sarg lag und von einem gräßlichen Wesen angegriffen wurde. Das Wesen war eine Mischung zwischen Mensch und Tier, hatte messerscharfe Krallen und schlug damit auf die entsetzte junge Frau ein, die keine Chance hatte. Blutend brach sie zusammen, wobei sie endgültig in den Sarg rutschte. Damit war die Szene nicht beendet. Das Monster folgte ihr, riß seinen Rachen auf, und Cathy sah die hellweißen, äußerst spitzen Zahnreihen. Dann beugte sich das Wesen über die Frau.

Geschockt wandte sich Cathy ab, indem sie den Kopf drehte und beide Hände vor ihre Augen legte.

Gleichzeitig verlosch das Bild.

Unter der Decke erstrahlten dann die künstlichen Kerzen eines Kronleuchters, und das herzliche Gelächter zweier Jungen schallte Cathy entgegen.

Verdattert starrte die Erzieherin die beiden an. Es waren Ralph und Gary Sorvino, zwei aus der Gruppe, die immer zu besonderen Späßen aufgelegt waren, davor hatte man Cathy bereits vor der Reise gewarnt. Jetzt standen die beiden in der Tür und grinsten. Sie freuten sich über Cathys Schrecken und auch darüber, daß die junge Frau sehr spärlich bekleidet war. Das hellblaue Nachthemd, bedeckte so eben die Brust und war denkbar kurz.

»Seid ihr denn verrückt!« fuhr Cathy Barker die beiden Jungs an. »Mich so zu erschrecken?«

»War doch schön – oder?«

Ralph und Gary standen in der offenen Tür. Direkt neben dem

Filmprojektor, den sie mitgebracht hatten.
»Super-Acht-Filme«, sagte Ralph. Er hatte schwarze Haare, war 15 und damit ein Jahr älter als sein Bruder. »Unser Hobby. Vor allen Dingen Horror-Filme, wo wir doch in einem Gruselschloß sind – oder nicht, Frau Lehrerin?« Er legte den Kopf schief und grinste impertinent, wobei er noch auf Cathys Beine schaute. »Toll sehen Sie aus, Frau Lehrerin. Wird bestimmt irre, kann ich Ihnen sagen.«
Gary, der Kleinere, hatte hellere Haare, sagte gar nichts, sondern lächelte nur.
Erst jetzt wurde Cathy bewußt, was Ralph wahrscheinlich damit gemeint hatte. Sie raffte die Decke zusammen und zog sie hoch.
»Macht nur, daß ihr weiterkommt«, sagte sie, »einmal lasse ich den Spaß noch durchgehen, beim nächstenmal melde ich euch Mrs. Fromighton, und was dann geschieht, könnt ihr euch vorstellen.«
»Nun seien Sie mal nicht so, Miß Cathy. Sie sind doch sonst ganz in Ordnung.« Ralph, der 15jährige zeichnete mit beiden Händen den Umriß einer Frau in die Luft.
»Wie meinst du das?« fragte Cathy streng.
»So und auch anders.«
»Ab jetzt.«
»Klar, Frau Lehrerin, wir verschwinden.« Ralph verbeugte sich.
»Und eine gute Nacht noch, kleine Cathy.«
»Also, ich…« Cathy Barker holte tief Luft, kam aber nicht mehr dazu, etwas zu sagen, denn die beiden Jungs waren verschwunden.
Ph! Cathy atmete tief durch. Da hatte sie sich etwas aufgeladen.
Ferienbegleiterin für jungendliche Schüler. Da war es schon besser, man hütete einen Sack voller Mäuse, als diese 13 Jungen und Mädchen. Ausgerechnet noch 13. Nicht daß Cathy abergläubisch gewesen wäre, aber diese Zahl störte sie doch ein wenig. Vielleicht war es auch die unterbewußte Angst, die sie dabei empfand.
Mit beiden Händen fuhr sie durch ihr kurzes dunkelbraunes Haar. Da sie für Lady Di schwärmte, die junge Frau des Prinzen Charles, hatte sie sich auch ihr Haar so schneiden lassen, wie es Diana trug. Nur konnte sie nicht so oft zum Friseur gehen, wie ihr großes Vorbild, dazu fehlte ihr das nötige Kleingeld. Wenigstens hielt die Frisur eine halbe Woche. Danach war sie dann wieder die echte Cathy Barker.
Sie schüttelte den Kopf. Plötzlich war sie hellwach. Wie die beiden Bengel sie angesehen hatten, das konnte man schon mit dem Wort unverschämt bezeichnen. Wirklich unwahrscheinlich, so etwas. Dieser Ralph schien sowieso der große Aufreißer zu sein, auch bei den vier Mädchen in der Gruppe führte er das große Wort. Cathy wartete förmlich darauf, daß die erste Beschwerde kam, dann mußte der Knabe mal zurechtgestutzt werden, aber nicht von ihr, sondern von Mrs. Fromighton. Die verstand sich auf so etwas.

Mrs. Geraldine Fromighton galt als großer Schrecken. Sie war die Hauptbegleiterin und hatte alles unter Kontrolle. Ihr unterstand nicht nur Cathy Barker, sondern auch Billy Esting. Er war zwei Jahre älter als Cathy und ebenfalls ein Begleiter. Billy schlief im anderen Trakt, wo auch die Jungen ihre Zimmer hatten.

Highgrobe Castle hatte sich darauf spezialisiert, Gäste zu haben.

Der alte Graf, er lebte woanders, hatte sein Stadt-Schloß verpachtet.

Dafür sorgte er auch für die Instandhaltung und brachte junge Gäste aus den Großstädten unter, damit sie auch mal etwas erleben konnten und ganz nebenbei während der Ferien noch einiges über die englische Geschichte erfuhren.

Lernen und ausspannen, so lautete die Devise.

Das alles schwirrte Cathy durch den Kopf, als sie mit angezogenen Beinen im Bett hockte. Sie war auf einen Scherz hereingefallen, mehr nicht.

Und die Stimme…

Moment mal! Plötzlich stockten Cathys Gedanken. Da stimmte etwas nicht. Diese Stimmen oder vielmehr die Stimme war aber nicht vor der Tür aufgeklungen, sondern kam von woanders her. Von hinten.

Aber hinter Cathy befand sich die Wand.

Du spinnst, dachte Cathy, du spinnst wirklich…

»Hol mich hier raus!«

Da war es wieder. Cathy erschrak heftig, und sie begann heftig zu zittern.

Keine Täuschung, die Stimmen waren vorhanden. Die beiden Jungen hatten sie nicht nachgeahmt.

Die gab es.

Hinter ihr!

Cathy lief ein Schauer über den Rücken. Obwohl sich dort nur die Wand befand, hatte sie Angst, sie anzuschauen.

»Unsinn!« flüsterte sie, »da kann niemand sein. Da ist nur eine Mauer, mehr nicht.«

Sie drehte sich ruckartig um.

Eine Sekunde brauchte sie, um den Schrecken zu erfassen, dann öffnete sich ihr Mund zu einem gellenden Schrei, der jedoch auf halbem Wege steckenblieb.

Aus der Wand quoll Blut!

***

Blut – echtes Blut!

Und es drang aus der Wand.

Unvorstellbar.

Cathy Barker schüttelte sich. Noch immer konnte sie nicht schreien, sondern starrte in stummem Entsetzen auf die Wand über dem Bett,

wo das Blut förmlich herauskroch. Es bildete dort kleine Perlen, die sich zu Tropfen vereinigten, schwer wurden und als Rinnsale an der Wand entlang liefen.

Es kam noch schlimmer. Cathy, die entsetzt und wie festgewachsen in ihrem Bett hockte, machte eine fürchterliche Entdeckung. Auf einmal bewegte sich die Wand.

Sie schien zu einem Vorhang zu werden, der sich in der Mitte teilte und dabei langsam nach rechts und links auseinanderwanderte. Ein Riß entstand.

Erst nur haarfein, kaum zu erkennen, dann aber größer werdend.

Von Sekunde zu Sekunde. Das dabei entstehende häßliche Knirschen drang der jungen Frau durch Mark und Bein. Jetzt war der Spalt schon so breit wie eine Hand.

Und er wurde noch größer.

Wie in Trance hob Cathy ihren Arm. Dabei preßte sie den Handballen gegen den Mund, die Augen wurden übergroß und drohten sogar, aus den Höhlen zu treten.

Jetzt bewegte sich etwas innerhalb des Spalts. Erst schattenhaft nur, dann deutlicher zu erkennen.

Ein Gesicht!

Nein, eine widerliche Fratze. Schrecklich anzusehen. Sie schimmerte bräunlich. Hautfetzen hingen nur noch über den Knochen. Die Augen wirkten wie zwei große Löcher, auch den Mund konnte man nicht mehr als solchen bezeichnen.

Spitz stach die Nase hervor. Ein heller Knochen schimmerte dort, wo sich das Nasenbein befand.

Das Gesicht war halb verwest!

Dann wieder die Stimme. Dumpf jetzt, als würde sie aus einer tiefen finsteren Gruft stammen.

»Hol mich hier raus…«

Es war der eine Satz, der bei Cathy eine Panikreaktion auslöste.

Sie schrie plötzlich wie von Sinnen, dabei schloß sie die Augen und riß den Mund so weit auf, daß sie sich beinahe ihre Kiefer ausrenkte.

Ihre Angst war grenzenlos…

***

Ralph Sorvino rieb sich die Hände. »Der haben wir es aber gezeigt, wie?«

Sein Bruder nickte. »Die wäre doch was für dich. Du stehst ja auf Ältere.«

»Klar. Hast du den Vorbau gesehen?«

»Und wie. Mann, das war irre. Aber das Fahrgestell war auch nicht zu verachten. Die hatte Beine, mein lieber Mann…«

Die beiden Jungen räumten den Projektor weg, sie waren

Anwaltssöhne. Ihr Vater arbeitete für Logan Costello, den mächtigsten Mafia-Boß der Millionenstadt London. Costello war ein Mann, der seine Finger in jedem Geschäft stecken hatte. Seit kurzem auch in Dingen, die normalerweise nicht in sein Metier fielen.

Er arbeitete für einen Mann, der Solo Morasso hieß und auch Dr. Tod genannt wurde. Morasso hatte Costello als Spion eingesetzt, er selbst hatte sein Hauptquartier woanders aufgeschlagen, und niemand außer seinen Getreuen wußte, wo.

»Los, pack endlich mit an!« Ralph war leicht sauer.

Gary wollte anpacken, als beide Jungen den Schrei hörten. Zuerst standen sie still, schauten sich an, dann hob Gary die Schultern.

»Das war Cathy«, flüsterte Ralph.

»Wirklich?«

»Ja.«

»Und was machen wir jetzt?« wollte Gary wissen.

»Wir müssen nachschauen!«

»Wie du meinst.«

Gary ließ Ralph den Vortritt, der nur ein paar Schritte zu gehen brauchte. Sicherheitshalber klopfte er gegen die Tür, da war nichts zu hören, auch als er sein Ohr gegen das Holz legte, wiederholte sich der Schrei nicht.

Gary stieß seinen Bruder an. »Geh doch rein, Mensch!«

»Ja, das tun wir auch.« Ralph öffnete. Zuerst zog er die Tür nur einen Spalt breit auf, damit er einen Blick in das Zimmer werfen konnte.

Er sah das Bett und auch Cathy. Sie kniete darauf, hatte ihr Gesicht jedoch in das Kopfkissen versenkt. An den Bewegungen der Schulter war zu erkennen, daß sie schluchzte.

Die beiden Brüder warfen sich gegenseitige Blicke zu und zuckten mit den Schultern.

Die Szene verstand niemand von ihnen.

»Frag sie doch mal«, wisperte Gary.

»Du meinst…?«

»Sicher. Irgend etwas muß sie doch haben. Kannst ruhig den Beschützer spielen.«

Ralph kam der Aufforderung seines Bruders nach. Auf Zehenspitzen näherte er sich dem Bett. Wohl war ihm auch nicht in seiner Haut, aber Gary stand in der Tür und hielt Wache. Zudem schien niemand anderer das Schreien gehört zu haben.

Neben dem Bett blieb Ralph stehen. Er schluckte zweimal, holte danach tief Luft und streckte seinen Arm aus. Mit den Fingerspitzen berührte er die Schulter der jungen Frau.

Cathy zuckte zusammen, als hätte ihr jemand einen Schlag versetzt. Dann schrie sie auf, fuhr herum und starrte Ralph Sorvino an. Ihre Augen waren aufgerissen, kalkigweiß das Gesicht, und Ralph ging

sicherheitshalber einen Schritt zurück, wobei er beide Arme vorstreckte. »Ich bin es doch nur, Miß Cathy.«

Sie schüttelte den Kopf. Die Haare flogen.

»Was ist denn, Miß Cathy?«

Die Frau hob den Kopf. Tränen hatten nasse Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. »Das Blut«, flüsterte sie. »Ich habe das Blut gesehen… es kam aus der Wand …«

Ralph bekam eine Gänsehaut. »Was haben Sie gesehen? Blut?«

»Ja. Es drang über mir aus der Wand. Und dann sah ich das Gesicht. Halb verwest…«

»Das haben Sie geträumt.«

»Nein, Junge, es war kein Traum!« Cathy reagierte heftig. »Ich habe es deutlich gesehen. Und so rasch schläft man wohl nicht ein, nachdem, was ihr mir hier vorgeführt habt.«

»Sorry, aber wir wußten nicht, daß sie so ängstlich sind und gleich von Blut träumen, das aus der Wand quillt. Ehrlich, wir haben nur einen Film gezeigt, da war nichts Echtes dabei.«

»Aber das Blut war echt!«

»Natürlich, Cathy, es war echt.« Ralph grinste ein wenig verzerrt.

»Soll ich Mrs. Frominghton Bescheid sagen?«

»Unnötig, Ralph.« Sie gab sich einen Ruck. Dann hob sie den Kopf. »Es war wohl doch nur Einbildung.«

»Sicher, Cathy, sicher.« Ralph grinste. »Und wenn noch mal Blut aus der Wand kommt, stellen Sie lieber einen Eimer auf.«

»Jetzt aber raus.«

Cathy hockte im Bett. Sie lauschte und bekam mit, wie die Brüder verschwanden. Sie mußten wieder zurück in ihren Trakt, wo sie auch mit den anderen schliefen.

Das Licht ließ die junge Frau brennen. Sie hatte Angst vor der Dunkelheit, was sehr verständlich war. In dieser Nacht fand Cathy Barker keinen Schlaf mehr.

Es passierte nichts mehr. Der erste Schrecken war für sie Warnung genug gewesen…

***

Auch Billy Elting hatte in dieser Nacht ein seltsames Erlebnis. Es begann damit, daß er durch ein Stöhnen aus dem Schlaf gerissen wurde. Zuerst glaubte Billy, daß er es war, der so stöhnte und davon wach geworden war, dann jedoch änderte er seine Meinung, denn als er im Bett saß, hörte das Stöhnen nicht auf.

Er lauschte.

Eigentlich war Billy Elting kein Angsthase. Von ihm war auch der Vorschlag gekommen, einige Tage in einem Geisterschloß zu verbringen, doch als er nun das Stöhnen vernahm, da wurde ihm ein

wenig komisch zumute.

Natürlich glaubte er an einen Scherz, stand auf und machte Licht.

Er rechnete damit, einen oder mehrere aus seiner Gruppe im Zimmer zu sehen, sah sich jedoch getäuscht. Niemand hatte sich heimlich in den großen Raum geschlichen. Elting war allein.

»So was«, murmelte er und griff nach den Zigaretten. Er setzte sich auf die Bettkante und zündete ein Stäbchen an. Vom Abend stand noch eine Flasche Bier auf dem Nachttisch. Sie war nur zur Hälfte geleert worden.

Elting nahm einen Schluck und verzog das Gesicht, weil die Brühe lauwarm war.

»Widerlich«, knurrte er.

Im Zimmer war alles ruhig. Elting lauschte, rauchte und trank trotzdem aus der Flasche.

Das Stöhnen wiederholte sich nicht.

Er nannte sich selbst einen Spinner und dachte daran, daß man sich schließlich in einem Geisterschloß befand. Da kam so etwas hin und wieder vor.

Er drückte die Zigarette aus und legte sich wieder hin. Billy Elting gehörte zu den Typen, die schon einiges hinter sich hatten. Er hatte selbst mal gehascht, auch getrunken und kannte somit die Spielregeln und auch die Szene, in die Jugendliche sehr leicht hineinrutschen konnten. Ihm war der Absprung gelungen, die Gesellschaft hatte ihn dabei unterstützt, deshalb hatte er sich nach seiner Berufsausbildung vorgenommen, auch für die Gesellschaft zu arbeiten. Er wollte andere Menschen warnen, vor allen Dingen junge Menschen, damit sie nicht in einen so schlimmen Teufelskreis hineingerieten, in dem er einmal gesteckt und die Hölle erlebt hatte. Es waren Diskussionen vorgesehen, und Billy Elting machte keinen Hehl daraus, daß er auch zu den Haschern gehört hatte und zum Glück nicht auf härtere Drogen umgestiegen war. Deshalb wollte er auch die anderen warnen.

Elting löschte das Licht.

Kaum war es wieder dunkel, als er das Stöhnen erneut vernahm.

Es hörte sich schlimm an. Billy kannte Schwerverletzte, die kurz vor dem Schritt ins Jenseits standen. Sie hatten auch so gestöhnt, und die Kranken in der Klinik ebenfalls.

Er schluckte.

Scharf und hart traten die Wangenknochen hervor. Auf seiner Stirn hatte sich ein dünner Schweißfilm gebildet. Das Stöhnen hörte sich so verdammt echt an.

Zu echt…

Ob nicht doch einer im Raum war?

Billy Elting machte Licht. An der Wand rechts von ihm hing ein Spiegel. Darin sah er sich selbst, als er die Beine über die Bettkante

schwang. Ein schweißnasses Gesicht, schwarze Haare, und einen Blick in den Augen, den man mit dem Wort Angst umschreiben konnte.

Ja, er hatte Furcht.

Billy konzentrierte sich auf das Geräusch. Von wo war es nur aufgeklungen?

Wieder hörte er das schwere Ächzen und Stöhnen. Billy runzelte die Stirn. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Ja, jetzt hatte er es. Das Geräusch erreichte ihn weder von rechts noch von links, sondern kam von der Decke.

Unglaublich…

Billy legte den Kopf in den Nacken, und seine Blicke tasteten die Decke ab.

Da war nichts zu sehen.

Die Decke war nicht glatt. Damit brauchte man in diesen Burgen oder Schlössern auch nicht zu rechnen. Sie zeigte an den Rändern, wo sie mit den Wänden abschloß, eine Stuckverzierung, über die beigefarbenen Holzleisten liefen.

Und dort oben befand sich die Geräuschquelle!

Billy Elting schleuderte die Decke zur Seite und stand auf. Das konnte es doch nicht geben, da wollte ihn jemand auf den Arm nehmen. Er wußte nicht, welches Zimmer sich über der Decke befand, dazu kannte er die Räumlichkeiten nicht gut genug, aber seiner Meinung nach mußte sich dort einer der Jugendlichen aufhalten und sich diesen etwas makabren Scherz erlauben.

Billy Elting wollte es genau wissen. Er setzte seine Brille auf und öffnete einen Schrank. Bei der ersten Untersuchung hatte er dort einen Besenstiel entdeckt. Mit ihm wollte er den Stöhnern mal unter die Füße klopfen.

Billy nahm den Stiel und stellte sich aufs Bett. Elting trug sein schwarzes Haar noch ziemlich lang. Ein Oberlippenbart bedeckte fast den halben Mund. Billy war nicht sehr groß und eher schmächtig zu nennen, aber sehr zäh. Deshalb machte er den meisten Jugendlichen noch etwas vor, was Ausdauer und Leistung anging. Auf extremen Wanderungen kippte er nicht so leicht um.

Billy packte den Stiel mit beiden Händen und hämmerte gegen die Decke.

Es waren dumpfe Schläge, die auch von dem gehört werden mußten, der da über ihm stöhnte.

Dreimal klopfte Billy gegen die Decke.

Und beim drittenmal verstummte das Stöhnen.

Elting grinste. Diese Burschen hatten sich bestimmt gewundert.

Wahrscheinlich dachten sie, er würde in Panik verfallen, schließlich befand man sich hier in einem Geisterschloß, und der Spuk war im Preis mit inbegriffen. Doch so leicht wollte er es den anderen nicht

machen. Nein, da mußten sie schon früher aufstehen.
Billy ließ sich fallen.
Die dicke Matratze fing ihn auf. Den Besenstiel legte er neben sein Bett und löschte das Licht.
Er hoffte, ab jetzt eine ruhige Nacht verbringen zu können. Trotzdem konnte er nicht einschlafen. Er schaute auf die Decke, die sich als hellgrauer Fleck über ihm abhob. Es war nicht völlig dunkel im Zimmer. Der zunehmende Mond leuchtete fahl. Sein Licht sickerte durch die Vorhänge. Die Möbel waren in ihren Umrissen zu erkennen. Da gab es einmal den Schrank, die Kommode und die Bilder an den Wänden. Die Gemälde waren durchweg alt und zeigten Portraits der früheren Burgbesitzer. Es gab in dem Schloß auch Ritterrüstungen und sogar finstere Keller, sowie Folterkammern.
Gesehen hatte er sie noch nicht, aber für den folgenden Abend war eine Besichtigung vorgesehen. Um es richtig stilecht zu machen, hatten sie beschlossen, Keller und Folterkammern erst in der Dunkelheit zu betreten.
Zudem gab es dort unten kein elektrisches Licht, wie man ihm gesagt hatte.
Dort lagerten auch die Vorräte, die sie mitgebracht hatten. Der Koch und zwei seiner Gehilfinnen hatten die Dinge eingeräumt. Der Koch fungierte gleichzeitig auch als Verwalter des Schlosses. Er kannte hier jeden Stein, wie er sagte.
Mit der Zeit wurde er müde. Die Augen fielen ihm fast von selbst zu, und er versank in einen Halbschlaf.
Da traf ihn der erste Tropfen.
Billy Elting schreckte hoch, denn etwas war auf seine Stirn geklatscht. Er schüttelte sich, war noch nicht voll da, aber seine Hand fuhr hoch, und mit dem gekrümmten Finger wischte er über die Stelle, wo ihn der Tropfen berührt hatte.
Sie war feucht…
Nur – Wasser fühlte sich anders an. Nicht so dickflüssig oder klebrig. Elting wurde wieder an das Stöhnen erinnert, und er brachte es auch in Zusammenhang mit den fallenden Tropfen, denn der zweite hatte ihn bereits getroffen.
Auf die Nase.
Da sprang Elting hoch. Mit dem Ärmel seiner Schlafanzugjacke wischte er über sein Gesicht und klatschte seinen rechten Handballen gegen die Lichtschalter.
Es wurde hell.
Elting schaute zur Decke.
Ein dritter Tropfen hing dort. Nein, Wasser war das nicht. Wasser besitzt keine rote Farbe, es sei denn, man färbt es. Dort oben unter der Decke klebten Blutstropfen…

***

Jetzt fiel er.

Entsetzt beobachtete Billy Elting den Weg des Tropfens. Er klatschte auf das Kopfkissen und hätte ihn sicherlich getroffen, wenn er noch da gelegen hätte.

So berührte er das weiße Laken, wo er sich verteilte und vom Stoff aufgesaugt wurde.

Blut tropfte von der Decke.

Verdammt, das war kein Scherz mehr, schimpfte Elting innerlich.

Irgendwo befand sich da eine Grenze. Wenn die Jugendlichen so etwas als Scherz auffaßten, mußte man ihnen den Marsch blasen.

Elting war wie gelähmt. Neben seinem Bett stand er und schaute gegen die Decke. Er hatte dabei das Gefühl, immer mehr Blut zu sehen. Allerdings blieb es beim Tropfen. Das Blut vermengte sich nicht zu einem Strahl, sondern klatschte intervallweise auf das Bett.

Längst hatte es dort ein makabres Muster gebildet, und plötzlich sah Elting den Spalt.

Dort, wo das Blut aus der Decke quoll, bildete sich ein Riß. Lautlos, ohne daß Putz nach unten fiel.

Und der junge Mann sah eine Hand.

Zuerst nur die Finger. Sie hielten etwas umklammert, das nicht genau zu erkennen war, bis Billy Elting das Messer mit der breiten Klinge sah.

Seine Augen wurden groß, denn er sah, daß auch die Klinge einen blaßrosa Schimmer zeigte.

Wie Blut…

Da schüttelte er den Kopf. Pfeifend holte er Atem, fuhr mit den gespreizten Fingern durch seine Haare und rannte zur Tür. Er mußte an dem Spiegel vorbei und entdeckte erst jetzt das Blut auf seinem eigenen Gesicht, das eine lange Spur hinterlassen hatte und sein Gesicht zu einer Fratze verunstaltete.

Elting schluchzte auf. Er fiel gegen die Tür, ohne es zu merken, suchte die schwere Klinke, fand sie nach einiger Zeit, drückte sie herunter und taumelte in den Gang, wo er ebenfalls geschockt wurde, denn eine Ritterrüstung sah aus, als würde sich jemand darin befinden.

Hinter dem Visier glaubte er Augen zu sehen, die ihn kalt und lauernd anstarrten.

Elting schrie.

Zum erstenmal brach sich seine Angst Bahn. Und sein Schrei hallte durch den Gang, wo er ein schauriges Echo warf, das die anderen Schläfer aus ihren Träumen riß.

Türen wurden aufgestoßen. Verschlafene Gesichter schauten in den Gang. Die Mitglieder der Jugendgruppe wußten nicht, was geschehen

war.

Sie sahen ihren Begleiter am Boden knien und leise vor sich hinwimmern.

Schritte klangen auf.

Mrs. Frominghton schlief ebenfalls in der Nähe. Sie hatte sich einen schwarzen Morgenmantel übergeworfen und das graue Haar, ansonsten zu einem Knoten zusammengebunden, hing ihr wirr ins Gesicht.

»Was ist geschehen?« Ihre Stimme hörte sich an wie das Kreischen eines Vogels.

»Da, schauen Sie«, sagte einer der Jungen. »Was ist mit Billy los?«

Mrs. Geraldine Frominghton hatte den Begleiter mit wenigen Schritten erreicht. Sie ging neben ihm in die Knie und rüttelte ihn an der Schulter. Sie wußte, was der junge Mann hinter sich hatte, und sie war im Prinzip dagegen gewesen, daß er mitfuhr, doch man hatte sie überstimmt.

»Billy! Mr. Elting. Reißen Sie sich doch zusammen. Denken Sie an die Kinder!«

Elting schüttelte nur den Kopf. »Blut!« flüsterte er, und seine Stimme klang überlaut in der Stille. »Mein Gott, das ist Blut. Überall ist Blut. Ich habe es gesehen. In meinem Gesicht…«

Er hob den Kopf.

Durch die Nase holte Mrs. Frominghton Luft. »Es tut mir leid«, sagte sie steif, »ich sehe kein Blut.«

»Aber…«

»Am besten ist es, wenn Sie sich wieder hinlegen, Mr. Elting. Sie scheinen geträumt zu haben.«

»Geträumt?« schrie Billy. »Verdammt, ich habe nicht geträumt. Das Blut ist von der Decke getropft. Mir ins Gesicht und auch auf das Bett. Überzeugen sie sich doch.«

»Das werde ich auch.« Die Erzieherin betrat das Zimmer, während Billy im Flur blieb, beobachtet von den Schülern, wobei einige schon wieder grinsten.

»Mr. Elting!« Die Stimme der Verantwortlichen klang scharf, und sie drang aus Billys Zimmer.

»Ja?«

»Kommen Sie doch mal her!«

Billy Elting stemmte sich hoch. Er sah nicht das Lächeln der Schüler, sondern taumelte in das Zimmer hinein.

Mrs. Geraldine Frominghton stand in der Raummitte. Beide Hände hatte sie in die Hüften gestützt und schaute sich um. »Blut«, bemerkte sie spöttisch. »Mein lieber Mr. Elting, wo soll hier Blut sein? Sehen Sie sich um. Sie haben geträumt.«

Billy stand neben der Frau und erinnerte in seiner Haltung an den

begossenen Pudel. Mrs. Frominghton hatte ja recht. Es gab kein Blut.

Weder auf der Decke, noch auf dem Bett. Und auch nicht mehr in seinem Gesicht, wie er mit einem schnellen Blick in den Spiegel feststellte. Alles war verschwunden.

»Nun?«

»Sorry«, erwiderte Billy Elting. »Es stimmt, Mrs. Frominghton. Ich sehe ebenfalls kein Blut.«

»Das wollte ich nur hören.« Sie ging zur Tür und schloß sie, weil dort die Kinder standen und grinsten: »Wenn sie noch einmal diese schrecklichen Dinge träumen, dann bitte leise. Behalten Sie diese für sich und schreien Sie nicht rum. Sie, Mr. Elting, sollten sich besonders zusammenreißen, denn Sie haben es gerade nötig. Sie wußten auch, daß ich dagegen war, daß Sie mitgenommen wurden. Jetzt haben wir den Salat, wie man so schön sagt.«

»Aber ich…«

»Widersprechen Sie mir nicht, Mr. Elting. Dieses eine Mal werde ich noch ein Auge zudrücken. Sollte so etwas wieder passieren, trage ich dafür Sorge, daß Sie diesen Job los sind, denn ich muß Sie leider als ungeeignet ansehen.«

»Ich habe verstanden.« Billy senkte den Kopf.

»Hoffentlich, Mr. Elting, hoffentlich.« Geraldine Frominghton sprach's und verschwand.

»Alte Zimtzicke«, murmelte er und schlug mit der Faust auf das Bett. »Und es war doch Blut, da kann sich die Alte auf den Kopf stellen. Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen.«

Wütend warf Billy Elting sich aufs Bett.

***

Der letzte Fall hing mir noch nach. Sicherlich erinnern Sie sich. Es ging um den grünen Dschinn, einen gefährlichen Geist, der in einem Steinquader versteckt war. Ich hatte ihn erweckt. Mit Myxins und Karas Hilfe war es mir gelungen, fünf seiner Diener zu töten, er selbst entkam.[1]

Und das war schlimm.

Myxin hatte mich ja gewarnt. Er war sicher, daß der grüne Dschinn zurückkehren würde, und so waren Suko und ich mit einem mulmigen Gefühl losgefahren.

Aber nicht nur wir beide allein. Ein dritter Mann hockte im Fond des Bentley. Er war gefesselt und hörte auf den Namen Kelim.

Durch ihn war der ganze Fall überhaupt in Bewegung gebracht worden, denn er und seine Leute hatten intensiv die Erweckung des grünen Dschinn betrieben. Nun, wir hatten Kelim festgenommen und ihn auch durch eine Verhörmühle gedreht.

Nach langem Zögern hatte er uns dann erzählt, daß es so etwas wie

ein Lager gab, wo Aufzeichnungen existieren sollten, die sich mit dem grünen Dschinn befaßten. Und zwar in einem kleinen Museum, das sich in einer Stadt befand, die südöstlich von London liegt in der Grafschaft Kent. Wie die Unterlagen dorthin gekommen waren, das wußte Kelim auch nicht. Er war auch nicht sicher, ob sie sich noch dort befanden. Wir wollten auf jeden Fall nachschauen.

Der Ort hieß Faversham. Ich war noch nie in meinem Leben dort gewesen und hatte mir den Weg erst auf der Karte anschauen müssen. Wir waren gegen Mittag losgefahren, der Morgen war noch mit Verhören verstrichen, und wir gelangten erst am Nachmittag zu unserem Ziel.

Faversham war gar nicht mal so klein. Eine richtige Stadt, die sogar einige Vororte besaß. Wir kamen von Norden und hatten die Stadtgrenze kaum passiert, als wir eine Straßensperre errichteten.

Dort staute sich der Verkehr, er wurde nach links umgeleitet und wieder aus dem Ort hinaus. Rechts war die Straße gesperrt.

Ich stoppte.

»Auch das noch«, stöhnte Suko neben mir. »Als hätten wir nicht schon genug Zeit vertrödelt.«

Ich lehnte mich zurück und hob die Schulter. »Was willst du? Mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.«

»Das ist zu hoch für mich.«

Ich griff zur Zigarettenpackung. Die Fahrt über hatte ich nicht geraucht, jetzt wollte ich mir ein Stäbchen anzünden, kam aber nicht dazu, denn Suko sagte: »Verdammt, da brennt es.«

»Wo?«

Suko deutete schräg durch die Scheibe. Ich duckte mich etwas, legte den Kopf schief und steckte gleichzeitig die Schachtel weg.

Jetzt sah ich über den Hausdächern auch die Rauchwolke. Schwer und träge hing sie in der Luft. Sie sah grau aus, aber helle Wolken drangen bereits von unten in sie ein. Wasserdampf, ein Zeichen, daß die Männer der Feuerwehr den Brand unter Kontrolle hatten. Um Platz für die Löschwagen zu schaffen, hatten sie sicherheitshalber die Straße, wenn nicht sogar das Viertel, gesperrt.

Ich öffnete den Wagenschlag.

»Wo willst du hin?« fragte Suko.

»Mich mal umhören. Gib du solange auf unseren Freund acht, damit er keine Dummheiten macht.«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Ich schlug die Tür wieder zu, betrat den Gehsteig und ging mit zügigen Schritten vor bis zur Kreuzung, wo ich nach rechts schaute und bereits den ersten Wagen der Feuerwehr sah. Zwei Schläuche liefen über das Kopfsteinpflaster und verschwanden um eine Kurve.

Man roch den Brand. Ätzend biß der Rauch in meine Nase. Drei

Polizisten sah ich. Und natürlich Neugierige. Sie standen auf der anderen Straßenseite.

Einem der Polizisten war ich wohl aufgefallen. Er kam auf mich zu, hielt die Hände hinter dem Rücken verschränkt und schaute mich mit fragendem Blick an, wobei er die linke Augenbraue in die Höhe gezogen hatte.

»Sir«, sagte er. »Ich glaube, es gibt für Sie nichts zu sehen. Sie können gleich weiterfahren.«

»Was brennt denn?«

»Kein Wohnhaus.«

»Sondern?«

»Weshalb interessiert Sie das? Ein Betroffener scheinen Sie nicht zu sein.«

Ich holte meine Ausweis hervor und hielt ihn dem Polizisten unter die Nase.

Der Mann wurde direkt verlegen. »Scotland Yard, Sir?«

»Ja.«

»Das ist natürlich etwas anderes. Wir wissen ja auch noch nicht, ob eine Brandstiftung vorliegt, aber in der Eile konnten wir noch keinen Experten bekommen.« Er schaute mich an. »Wenn Sie vielleicht oder…«

»Zuerst möchte ich einmal wissen, was da überhaupt abgebrannt ist?«

»Ein Museum!«

Ich schluckte und mußte wohl weiß im Gesicht geworden sein, denn der Beamte schaute mich verwundert an. »Ist Ihnen nicht wohl, Sir?«

»Doch, Officer. Sie sagten also, daß ein Museum abgebrannt wäre.«

»Ja. Das alte. Da lagerten keine großen Schätze, mehr heimatverbundene Dinge, aber es ist doch schade, daß alles zerstört worden ist. Nur die Grundmauern stehen noch. Sogar im Keller hat das Feuer gelodert. So etwas habe ich selbst im Krieg nicht erlebt. Das war eine regelrechte Hölle, als hätte der Teufel in die Flammen geblasen und sie immer wieder von neuem entfacht.«

Der Teufel war es wohl nicht, sondern der grüne Dschinn. Das sprach ich nicht aus. Der Dämon hatte also mitgedacht und auch die letzten Spuren verwischt.

Da konnte man nichts machen.

»Kann ich mir den Brandherd einmal ansehen?« erkundigte ich mich freundlich.

»Selbstverständlich, Sir. Soll ich Sie führen?«

»Das ist nicht nötig. Nur habe ich meinen Wagen da in der Schlange stehen…«

»Sie können über den Gehsteig fahren.«

»Danke, Officer.«

Ich lief zurück, riß den Schlag auf und ließ mich in den Sitz fallen.

Zwei Sekunden lang hockte ich bewegungslos und atmete nur durch die Nase.

»He, was ist mit dir?«

Ich schaute Suko an. »Weißt du, was da abgebrannt ist? Das Museum, in dem wir die Aufzeichnungen finden sollten.«

»Nein!«

»Doch, Suko, ich mache dir nichts vor.«

Hinter uns lachte Kelim. »Der grüne Dschinn«, kicherte er. »Er ist stärker als ihr. Ich wußte es. Er verwischt die Spuren, aber er ist noch nicht tot, das könnt ihr mir glauben. Er wird zurückkehren, und dann geht es euch an den Kragen.«

Das Gefühl hatte ich auch, sprach es jedoch nicht laut aus, sondern startete den Motor, den ich aus Umweltgründen zuvor abgestellt hatte.

Der Bentley rollte an. Ich schlug das Lenkrad sofort scharf ein.

Der Platz zu meinem Vordermann reichte aus, daß ich den Silbergrauen an der hinteren Stoßstange vorbeimanövrieren konnte.

Die schweren Reifen wurden etwas eingedrückt, als sie über die Gehsteigkanten hüpften, dann kurbelte ich das Volant nach links und rollte auf dem Gehsteig weiter, vorbei an den Vorgärten kleiner Einfamilienhäuser.

Der Polizist winkte mich ein. Ich grüßte mit der Hand, passierte in der Querstraße noch den Feuerwehrwagen und fuhr im Schrittempo auf den eigentlichen Brandherd zu, bis ein Mann von der Feuerwehr mitten auf der Straße stand und mit beiden Armen winkte.

Ich hielt. Gleichzeitig ließ ich die Scheibe nach unten surren und vernahm schon die wütende Stimme.

»Wer hat Sie überhaupt durchgelassen? Die Straße ist gesperrt. Sie können nicht…«

Wieder zeigte ich meinen Ausweis.

»Sind Sie Brandexperte?«

»Wie man's nimmt, Meister. Kann ich jetzt weiter?«

»Ja, selbstverständlich. Fahren sie bis an die Einmündung der kleinen Gasse.«

»Danke.«

Ich rollte an. Die Einmündung der Gasse war verstopft. Zwei rote Wagen standen hintereinander. Auf der Straße sah ich große Wasserlachen. Männer in Feuerwehrkleidung liefen auf und ab.

Einige hielten die Spritzen fest und schossen armdicke Wasserstrahlen in das völlig niedergebrannte Gebäude.

Wir stiegen aus.

Das Feuer loderte nicht mehr. Wasser hatte es erstickt. Als ich einen Blick in den Fond warf, sah ich den grinsenden Kelim. Klar, daß der Typ seinen Spaß hatte.

Suko blieb zurück, als ich mir den Leiter des Einsatzes herauspickte. Er war unangenehm berührt, beruhigte sich aber, und ich kam mit meinem Anliegen.

»Ist vielleicht noch etwas zu retten gewesen?« fragte ich.

»Nein, nichts.«

»Auch nicht aus dem Keller?«

»Alles verbrannt, Oberinspektor. So etwas habe ich noch nicht erlebt, und ich bin 20 Jahre bei der Feuerwehr. Unwahrscheinlich, kann ich Ihnen sagen. Das Feuer hat sich mit einer sagenhaften Geschwindigkeit ausgebreitet. Wir kamen viel zu spät. Auf die Nachbargebäude hat es zum Glück nicht übergegriffen, was mich auch gewundert hat. Dieses Feuer, diese Hitze, normalerweise hätten auch links und rechts die Häuser in Flammen aufgehen müssen.«

»Ja, das stimmt«, sagte ich.

»Was haben Sie denn für ein Interesse an dem Brand?« wollte er wissen.

»Ich hatte dem Museum eigentlich einen Besuch abstatten wollen.« Ich räusperte mich, weil Rauch in meine Kehle gekommen war. »Leider ist das jetzt zwecklos geworden.«

»Wollten Sie sich etwas Bestimmtes ansehen?«

»Einige Unterlagen, die hier im Museum ihren Platz gefunden haben sollten.«

»Das ist jetzt alles verbrannt.«

»Gibt es Kopien?«

»Nein.«

»So etwas sollte man sich anlegen«, erklärte ich.

Der Feuerwehrchef hob die Schultern. »Das kostet auch Geld, Oberinspektor, und wer hat das schon?«

»Da haben Sie recht.«

Es war ein niederschmetterndes Bild. Ich brauchte erst gar nicht weiter zu schauen. An die Unterlagen würde ich sowieso nicht mehr herankommen. Deshalb machte ich kehrt und ging zum Bentley zurück.

»Ab nach London«, sagte ich.

»Das war also alles?«

Suko hatte gefragt, und ich nickte. »Ja, das war es. Der grüne Dschinn hat gründlich aufgeräumt.«

Im Innenspiegel sah ich Kelims Gesicht. Der Türke grinste von Ohr zu Ohr.

Ihm würde es noch vergehen, denn in London warteten die Richter.

Schließlich war er für einen Mord verantwortlich. Er hatte einen Menschen von einer Decke zerquetschen lassen. Fast wäre ich auch auf diese scheußliche Art und Weise ums Leben gekommen.

Ich wendete auf der Straße und rollte den Weg wieder zurück.

Der Polizist winkte mir freundlich zu und leitete uns an dem Stau vorbei, so daß wir freie Fahrt hatten.

»Außer Spesen nichts gewesen!« kommentierte der Chinese neben mir sehr richtig.

»Der Steuerzahler wird es verkraften können.« Ich war ziemlich sauer. Da fuhr man durch die Gegend und erreichte nichts. Nur Energie wurde nutzlos verbraucht.

Vor uns lagen einige Meilen. Wir mußten quer durch die Grafschaft Kent. Eine wunderschöne Landschaft. Sehr typisch und auch sehr, sehr englisch.

Ich ließ den Bentley rollen. Der Aufenthalt in Faversham hatte kaum eine halbe Stunde gekostet. Hätte ich alles vorher gewußt, dann wäre uns die Reise erspart geblieben.

Kelim hatte seinen Spaß. Immer wieder drohte er mit dem grünen Dschinn, der uns bald alle vernichten würde.

Suko drehte sich um und erwiderte trocken: »Schau lieber aus dem Fenster, Türke. Es wird wohl das letzte Mal sein, daß du etwas Grünes siehst. Das nächste Grün wird dir unter die Augen kommen, wenn du deine Runde auf dem Gefängnishof drehst.«

Da schwieg er. Nicht nur Kelim wußte, wie recht Suko hatte. Ich nahm an, daß ihn der Richter lebenslänglich hinter Gitter stecken würde. Mitleid hatte ich mit dem Mann nicht. Ich brauchte nur an die herabsinkende Decke zu denken, da wurde mir ganz anders.

Der Himmel war bedeckt. Wir sahen lange Wolkenstreifen, die manchmal regelrechte Figuren bildeten, wenn sie flach am Himmel lagen. Dahinter und auch zwischen ihnen schimmerte das Hellblau des Sommerhimmels. Es war ein angenehmer Tag, obwohl die Nächte inzwischen länger wurden. Die heißen Tage schienen vorbei zu sein.

Im Westen sahen wir eine Hügelkette. Über ihren sanften Wellen stand der gewaltige Sonnenball. Noch einmal glühte er auf. Bald würde seine Kraft schwächer werden, und schließlich völlig verarmen. Eine Kutsche kam uns entgegen. Wir mußten dicht an den Straßenrand, um das Gefährt vorbeizulassen.

Ich konnte einen raschen Blick durch die Scheiben werfen und sah ein Hochzeitspaar. Sie trug einen weißen Schleier und lächelte. Ihn konnte ich nicht sehen.

Wenig später erreichten wir eine Abzweigung. Dort stand eine Tafel mit der Aufschrift Highgrove Castle.

Die Umrisse der Burg schimmerten auf der linken Seite.

Hoch am Himmel kreisten Vögel. Ich fuhr langsam und hatte deshalb Zeit, die Tiere zu beobachten. Es waren wahrscheinlich Falken oder Sperber, die dort flogen und sich dabei von den Aufwinden tragen ließen, denn ihre Flügel standen still.

Irgendwie sah es majestätisch aus. Vielleicht interessierten mich die

Vögel aus diesem Grund, denn einen anderen konnte ich wirklich nicht nennen.
Dabei war es mein Glück, daß ich die Tiere beobachtete. Denn plötzlich trudelte einer ab.
Unwillkürlich ging ich vom Gas. Es sah so aus, als hätte ein Blitzschlag den Vogel getroffen. Senkrecht und mit angelegtem Flügelpaar jagte er auf den Boden zu.
Ich sah nicht mehr, wie er aufschlug, etwas anderes hatte meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.
Ein grüner Schimmer zeigte sich am Himmel. Und er packte auch den zweiten Vogel.
Mit ihm geschah das gleiche, nur daß er sich in der Luft auflöste und als Staubfahne dem Boden entgegenschwebte.
Ein schrecklicher Verdacht kam mir.
»Suko, der grüne Dschinn!«
Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als es geschah. Aus dem Nichts tauchte das riesige affenähnliche Gesicht auf, der Rachen wurde weit aufgerissen, und die dem Gesicht folgende Gestalt bedeckte fast den gesamten Himmelsausschnitt.
Das Heulen war selbst im Wagen zu hören. Der Dschinn kam, um uns anzugreifen.
»Raus!« brüllte ich Suko zu und trat auf die Bremse. Ich öffnete die Tür an meiner Seite, wollte den Sicherheitsgurt lösen, kam jedoch nicht mehr dazu.
Der Dschinn war schneller!
Ich hatte die Tür ganz aufgestoßen. Suko nur halb. Mit der Gewalt eines Ungeheuers kam der Dschinn über unseren Wagen. Der Bentley wurde geschüttelt, als hätte ihn eine Sturmbö gepackt.
Plötzlich befand sich ein wirbelnder, furioser Kreisel im Innern des Wagens, schleuderte umher, riß und zerrte an uns, und ich sah, wie Suko von unsichtbaren Händen gepackt wurde und aus dem Wagen flog. Er wirbelte durch die Luft. Ein Mensch, der mich in diesen Augenblicken an ein Laubblatt erinnerte, das von ungemein starken Kräften bewegt wurde.
Auch mich packte die Gewalt.
Sie zerrte an mir, wollte mich aus dem Gurt reißen. Ich kämpfte dagegen an, klammerte mich am Lenkrad fest und hatte das Gefühl, als würde der Sturm unter meinen Sitz fahren und ihn in die Höhe heben. Noch saß ich fest.
Dann hörte ich den Schrei.
Kelim hatte ihn ausgestoßen.
»Neiinnnn!« brüllte er wieder. »Neiinn…« Der Rest ging in einem Gurgeln unter. Etwas heulte und wimmerte, umtoste mich, schrie, jammerte und besaß die Kraft eines Taifuns. Auch der Bentley erlebte

eine wahre Hölle. Er wurde geschüttelt hin- und herbewegt, bockte, ächzte, wurde hochgedrückt, fiel wieder auf die Räder, und etwas traf mich mit ungemein starker Wucht in den Nacken.

Darauf war ich nicht vorbereitet. Ich kippte nach vorn und wäre mit der Stirn gegen den Lenkradring geprallt, doch der Gurt hielt mich auf.

Dabei wurde ich nicht zurückgeschleudert, sondern abermals traf ein Schlag mein Genick, und dann drückte sich etwas hinter mir vorbei. Das Röcheln raubte mir fast den Verstand, die jämmerlichen Schreie, das Winseln.

Ich sah rechts an der Tür den Schatten und auch, daß er menschliche Umrisse besaß.

Das war Kelim. Die ungeheure Wucht schleuderte ihn aus dem Wagen. Sie riß ihn durch die Tür, und ich sah mit Schrecken, daß sein Körper blutig war.

Dann wurde er hochgerissen. Der grüne Dschinn ließ an ihm seine Wut aus. Er schleuderte ihn herum, wie eine Puppe. Längst hatte Kelim keine Stimme mehr, der Dschinn rächte sich furchtbar an seinem Versager.

Kelim war nicht gerade mein Freund, er war sogar ein Feind.

Trotzdem konnte ich ihn nicht in den Klauen des Dschinn lassen.

Das ging einfach nicht, denn der Türke war ein Mensch. Ich mußte ihm helfen. Zudem war er noch gefesselt. Für die stählerne Acht an seinen Händen war ich verantwortlich.

Es gelang mir, auf das Schloß des Gurts zu schlagen. Endlich war ich frei.

Der mörderische Sturm hatte etwas nachgelassen, weil sich der Dschinn mit seinem Opfer zurückgezogen hatte. Allerdings zerrte er nach wie vor an mir, und als ich aus dem Wagen klettern wollte, hatte ich das Gefühl, vor eine unsichtbare Wand zu laufen.

Ich wurde zurückgestoßen und prallte mit den Schultern gegen das Wagendach.

Aber ich gab nicht auf. So klein wie möglich machte ich mich, duckte mich zusammen, bot dem verfluchten Wind wenig Widerstand und versuchte, mich näher an den Dschinn heranzukämpfen. Dabei hob ich den Kopf und sah abermals sein schreckliches Gesicht am Himmel.

Eine widerliche Fratze. Grünschillernd, dabei riesengroß und dicht davor eine Gestalt.

Kelim!

Aus der Entfernung gesehen wirkte er klein wie eine Puppe.

Kaum zu erkennen, wie er mit Armen und Beinen um sich schlug.

Für mich unerreichbar.

Mühsam brachte ich die Beretta aus der Halfter. Und auch das Kreuz.

Mit beiden Dingen konnte ich nichts anfangen. Wenn ich Sukos Stab

gehabt hätte, vielleicht, aber der Chinese lag viel zu weit entfernt. Unerreichbar für mich in diesen Augenblicken.

Myxins Worte fielen mir ein, die er mir noch am gestrigen Tage gesagt hatte.

Er war der Meinung, daß mein Kreuz auch auf Dämonen fremder Mythologien reagierte, allerdings mußte ich es erst aktivieren, und diesen Schlüssel hatte ich noch nicht gefunden, so sehr ich auch in der letzten Nacht darüber nachgedacht hatte.

Kelim behielt ich im Auge – und bekam sein Ende mit.

Der Dschinn riß plötzlich seinen gewaltigen Rachen noch weiter auf. Im nächsten Moment war Kelim verschwunden.

Der grüne Dschinn hatte ihn verschluckt!

Für einen Moment war ich starr vor Grauen. Dann packte mich eine Bö, die mich erst gegen den Wagen warf, abermals erfaßte und herumschleuderte.

Ausgerechnet auf einen Baum zu.

Wie bei den Gedanken-Killern dachte ich noch.[2] Im nächsten Augenblick erfolgte der Zusammenprall.

Ich sah Sterne, Sonnen, ein halbes Weltall, bis etwas in meinen Nacken donnerte, so daß auch bei mir der Faden riß…

***

Den Morgen hatten sie schlichtweg vergammelt. Beim Frühstück war über die Ereignisse der vergangenen Nacht nicht geredet worden, nur Mrs. Geraldine Fromighton hatte Cathy Barker eine spitze Bemerkung zugerufen.

»Sie sehen so blaß aus. Haben Sie wenig Schlaf bekommen?«

»Leider, Mrs. Fromighton.«

»Dann gehen sie am heutigen Abend mal früher zu Bett.«

»Vielleicht.«

Auch die Jugendlichen verhielten sich ziemlich still. Sogar die Brüder Sorvino, die sicherheitshalber in Mrs. Fromightons Nähe saßen.

Sie saßen im Rittersaal des Schlosses an der großen Tafel zusammen. Durch die schmalen, aber sehr hohen Fenster schien Sonnenlicht. Unter der Decke hatte sich ein Maler in gewaltiger Farbenpracht ausgelassen.

Die Szene zeigte eine Schlacht. Und mit der Farbe Rot hatte der Mann nicht gegeizt. Überall war Blut zu sehen. Auf den Rüstungen der Soldaten und Ritter, auf dem Boden und selbst der Himmel zeigte einen blutigroten Schein.

Cathy hatte hin und wieder einen Blick zur Wand geworfen. Sie dachte dabei an das Blut, das herausgetropft war, und sie hatte bemerkt, daß es Billy ebenso ging.

Auch er warf hin und wieder einen verstohlenen Blick hoch zur

Decke. Entweder faszinierte ihn das Gemälde so, oder er hatte Ähnliches erlebt wie Cathy.

Sie beschloß, Billy später darauf anzusprechen. Als die ersten gefrühstückt hatten, kamen endlich die beiden Serviererinnen dazu, ihr Essen einzunehmen. Die anderen mußten so lange sitzenbleiben, bis die Mädchen fertig waren. Aus Rache aßen sie sehr langsam.

Wer murrte, wurde von Mrs. Frominghton mit einem scharfen Blick bestraft.

Sie sah aus wie immer.

Glatt nach hinten hatte sie das graue Haar gekämmt. Dort bildete es einen Knoten. Wegen dieser Frisur wirkte das Gesicht noch schmaler, und auch die Nase trat spitzer hervor. Bei ihr konnte man wirklich von strichdünnen Lippen sprechen, und die Augen blickten scharf wie die eines Raubvogels.

Sie war unverheiratet. So manche Witze grassierten über sie, und sogar Billy hatte einen aufgebracht, einen unanständigen.

Wenn Mrs. Frominghton das gewußt hätte, wäre etwas los gewesen.

»Wann können wir denn endlich los?« maulte Ralph Sorvino und verzog mürrisch das Gesicht.

»Wenn die beiden Mädchen gegessen haben.«

»Ich muß aber mal aus der Hose«, bemerkte Ralph mit todernstem Gesicht.

Scharf holte Mrs. Frominghton Luft. »Es ist uns allen klar, daß du ein dringendes menschliches Bedürfnis verspürst, aber das kann man auch anders ausdrücken.«

»Klar«, grinste Ralph. »Und zwar so. Ich muß mal…«

»Hör auf!« Die Stimme der Erzieherin klang schrill. Sie wurde noch schriller, als die anderen lachten.

Schließlich standen sogar die ersten auf.

Da konnte auch die Frau nichts mehr machen. Sie ließ die Schüler gehen. »Und seid pünktlich zum Mittagessen!« rief sie noch.

Johlend stürmte die Horde aus dem Bittersaal. Die Kinder und Jugendlichen wollten sich die Burg anschauen. Am Tisch saßen noch Mrs. Frominghton, Cathy Barker und Billy Elting.

»Was haben Sie vor?« fragte die Erzieherin.

»Nichts Besonders«, erwiderte Cathy.

»Ihnen würde ich vorschlagen, sich ein wenig hinzulegen, meine Liebe. Sonst sind Sie am Nachmittag zu müde.«

»Mal sehen.«

Mrs. Frominghton stand auf. Hocherhobenen Hauptes verließ sie den Rittersaal.

»Die gehört ins andere Jahrhundert«, sagte Cathy.

»Oder in die Hölle.«

Cathy lächelte. »So eine will selbst der Teufel nicht. Die würde sofort

das Kommando an sich reißen.«
»Das Gefühl habe ich auch.«
»Und was machen wir?« fragte Cathy.
Billy hob die Schultern. »Keine Ahnung. Vielleicht lege ich mich wirklich aufs Ohr.«
»Hast du schlecht geschlafen?«
»Kann man wohl sagen.«
Cathy lächelte. »Du hast doch hier in der Nähe keine kleine Freundin wohnen?«
»Unsinn, ich habe nur schlecht geträumt.«
»Was denn?«
Billy Elting winkte ab. »Alles nur Blödsinn. So ein komisches Zeug. Durcheinander.«
Cathy legte den Kopf schief und schaute Billy Elting schräg von der Seite an.
»Was ist?« fragte der junge Mann.
»Sei doch nicht so nervös, mein Junge. Ich wollte dich nur fragen, ob du auch vom Blut geträumt hast?«
»Blut?«
»Ja, Blut.« Sie senkte ihre Stimme und spreizte die Hände. »Blut…«
»Ach, hör auf.« Billy Elting wollte sich erheben, doch Cathy legte eine Hand auf seinen Arm.
»Bleib hier, Junge. Ich will wissen, ob du auch vom Blut geträumt hast. Rede!«
»Nein.«
»Das glaube ich dir nicht.«
Billy setzte sich tatsächlich. Er stützte sein Kinn auf die Handfläche. »Du hast vorhin das Wort auch benutzt. Dann hast du es ebenfalls gesehen.«
Das Mädchen nickte. »Und wie, Billy. Ich habe es nicht geträumt, sondern gesehen.«
Nach diesem Geständnis senkte Billy Elting den Kopf. »Wir beide also«, murmelte er.
»Du auch?«
»Sicher, Mädchen. Und wie.«
Flüsternd erzählten sich die beiden ihre gegenseitigen Abenteuer.
Noch im Nachhinein rann ihnen ein Schauer über den Rücken.
»Was können wir da machen?« fragte Cathy Barker.
Billy warf seinen Blick hoch zur Decke, wo sich das Rittergemälde ausbreitete. »Ja, was können wir machen?« murmelte er. »Eigentlich gar nichts. Wäre ich allein hier gewesen, dann hätte ich mich verzogen. Ich wäre einfach verschwunden. Aber so haben wir unsere Verantwortung den Jugendlichen gegenüber zu tragen. Und wir waren ja wohl die einzigen, die das Blutdrama erlebt haben.«

»Und du hast die Fromighton noch reingezogen«, sagte Cathy.
»Ich war ja fertig mit den Nerven. Da drehte ich fast durch, als ich das sah.«
»Kann ich mir vorstellen.«
Es war noch etwas Saft da. Billy nahm die Kanne und schenkte sich ein Glas ein. Das Mädchen schaute ihm dabei zu. Cathys Gesicht war sorgenumwölkt. Ihre Stirn hatte sie in Falten gelegt. Sie schaute auch in die Runde und vergaß ebenfalls nicht, einen Blick gegen die Decke zu werfen.
Das Gemälde widerte sie irgendwie an. Sie mochte diese Kolossalschinken nicht, wo Menschen starben oder in den Tod geschickt wurden. Nein, das war nichts für sie, vor allen Dingen nicht das Blut.
Blut?
Cathy hielt den Atem an. Billy hatte nichts gesehen, aber sie sah es. An einer Stelle hatte sich das Blut gesammelt, war zu einer Lache geworden und tropfte…

***

Cathy Barker sprang hoch.
»Was hast du denn?« fragte Billy.
Da klatschte der erste Tropfen auf den Tisch. Genau zwischen den beiden, und fast wäre er sogar noch in das Saftglas gefallen.
Der junge Mann zuckte zurück. Er sprang so heftig auf, daß er den Stuhl umkippte. Beide Arme hob er, sein Gesicht verzog sich, die Augen waren weit aufgerissen.
»Blut!« flüsterte er. »Verdammt, da ist es wieder. Dieses verfluchte Blut…«
Cathy sagte nichts. Sie hatte die Hände ineinander verschlungen und schaute zur Decke hoch.
Wieder fiel ein Tropfen. Cathy verfolgte seinen Weg und bekam mit, wie er dort landete, wo auch der andere schon den Tisch berührt hatte.
Diesmal schrie das Mädchen nicht. Cathy dachte nach. Sie sprach die Gedanken auch aus. »Da muß unter der Decke Blut sein«, flüsterte sie.
Billy Elting fühlte sich angesprochen. »Ist das Blut vielleicht gewandert?«
»Wieso?«
Der junge Mann deutete auf die Wände und bewegte seinen Arm im Kreis. »Ich meine von der Wand unter die Decke gewandert.«
»Quatsch.«
Ein dritter Tropfen fiel. Man hatte eine dünne Decke über den großen Tisch gelegt. Der Fleck breitete sich immer mehr aus und färbte die Decke rot. Ein makabres Bild, zwischen dem Geschirr das Blut zu

sehen. Cathy schüttelte sich.
»Und ich habe noch etwas gesehen«, sagte Billy leise. »Auch gehört.«
»Stöhnen?«
»Nein, aber aus der Wand, die sich plötzlich öffnete, kam ein Gesicht. Es war halb verwest, ein Messer sah ich auch…«
»Ich dasselbe.«
Billy Elting schaute Cathy an. Er sah die Gänsehaut auf ihrem Gesicht und hob die Schultern.
Die beiden waren ratlos.
»Wir könnten auch von hier verschwinden«, schlug das Mädchen nach einer Weile vor.
»Und welchen Grund geben wir an?«
»Die Wahrheit.«
Billy lachte auf. »Du hast nicht erlebt, wie die Frominghton reagierte, als ich sie auf das Blut ansprach. Einen Spinner hat sie mich genannt und mir meine Vergangenheit vorgehalten! Ich wäre noch nicht völlig geheilt oder so ähnlich.«
»Das ist gemein.«
»Sag es ihr, nicht mir.«
Cathy Barker hob die Schultern. »Was wir gesehen haben, glaubt uns sowieso keiner. Ehrlich gesagt, ich habe schreckliche Angst vor der kommenden Nacht.«
»Frag mich mal.«
»Vielleicht schleiche ich mich aus dem Schloß und übernachte irgendwo draußen.«
»Wäre nicht das Schlechteste.« Elting schaute auf die rote Lache.
Sie war größer als eine Männerhand. Wieder fiel ein Tropfen und klatschte in die Lache hinein, wobei winzige Spritzer in die Höhe flogen.
Schritte.
»Die Frominghton kommt«, sagte Cathy, denn sie hatte den typischen Gang erkannt. Schon tauchte die Frau in der großen Tür auf.
»Ach, Sie sind ja immer noch hier«, bemerkte sie spitz.
»Ja, wir haben uns noch etwas unterhalten«, erwiderte Cathy.
»Wissen Sie, wohin sich die Kinder zurückgezogen haben?«
»Nein.«
»Dann schauen Sie mal nach. Der Morgen steht zwar zur freien Verfügung, ich hätte trotzdem gern gewußt, wo ich meine Pappenheimer finden kann.«
»Natürlich, Mrs. Frominghton«, sagte Bill Elting und ging. »Kommst du mit?«
Cathy nickte. Sie ging sehr langsam und warf noch einen Blick auf den langen Tisch. Mrs. Frominghton war neben ihm stehengeblieben. Sie mußte das Blut sehen, aber sie reagierte nicht. Entweder war sie

blind oder…

Cathy ging noch einmal zurück, sie griff nach dem Stuhl. Dann schaute sie auf die Tischplatte.

Das Blut war verschwunden.

»Ist noch etwas?« fragte die strenge Erzieherin. Sie war wieder streng angezogen, trug ein Tweedkostüm und darunter eine grüne Bluse mit beigen Streifen.

»Es ist nichts, Mrs. Frominghton. Ich wollte nur den umgekippten Stuhl richtig hinstellen, wirklich.«

Ein scharfer Blick traf das Mädchen. »Sie benehmen sich sehr seltsam, Miß Barker.«

»So?«

»Ja. Und auch Mr. Elting kommt mir ein wenig komisch vor. Denken Sie an Ihre Aufgabe. Wir sind für die Jugendlichen verantwortlich. Wenn etwas passiert, geht das auf unsere Kappe.«

»Natürlich, Mrs. Frominghton, daran denken wir immer.« Cathy lächelte der Xanthippe noch einmal zu und ging. Billy Elting schloß sich ihr an.

Die beiden verließen das Schloß. Es lag auf einem Hügel, besaß zwei Türme, und wenn das Wetter klar war, hatte man einen Blick bis hinüber zur nächsten Ortschaft.

Mal schien die Sonne, mal wurde sie von Wolken verdeckt. Es war ein ewiges Wechselspiel. Dazu wehte ein frischer Wind. Eigentlich war das Wetter gar nicht so schlecht.

Die Burgmauer stand noch. Sie war nicht sehr hoch, dafür um so breiter. Die beiden jungen Menschen lehnten sich an sie und schauten weit über das Land. Über ihnen ertönte das herzliche Lachen eines jungen Mädchens. Dann war Ralph Sorvinos Stimme zu vernehmen. Was er sagte, konnte man nicht verstehen, aber das Lachen verstummte.

Der Morgen verging.

Um Punkt 12 wurde gegessen. Es gab einen Eintopf, der jedem schmeckte.

Nach dem Essen war der allgemeine Spaziergang angesetzt. Mrs. Frominghton wollte über die Grafschaft Kent und deren Bewohner ein paar Worte sagen.

Mürrisch zogen die Jungen und Mädchen ab. Sie mußten den in Schlangenlinien verlaufenen Weg hinuntergehen, der von der Burg aus ins Tal führte.

Die Sorvino-Brüder hatten wieder nichts als Unsinn im Kopf und wurden von Mrs. Frominghton zweimal scharf zurechtgewiesen.

Von da an ging es besser.

Ralph Sorvino ließ Cathy nie aus den Augen. Zudem ging er auch in ihrer Nähe, und manchmal strich er wie unbeabsichtigt über ihren

Rücken. Wenn Cathy sich umdrehte, lächelte er frech. Einmal sagte er: »Einen BH haben Sie wirklich nicht nötig.«

Cathy wurde rot und schluckte die Erwiderung herunter, die ihr auf der Zunge lag.

Nicht weit von Faversham gab es einen kleinen Weiher. Seine Ufer waren mit Schilf bewachsen. Es wuchs hohes Gras, in das sich die Gruppe niederlegen konnte.

Die Jugendlichen ließen sich einfach hinfallen. Mrs. Fromighton hatte eine Decke mitgenommen, die sie ausbreitete und sich erst dann niederließ.

Anschließend begann der Unterricht. Mrs. Fromighton sprach über die Historie Englands und die der Grafschaft Kent. Sie zählte auch Verbindungen zum Königshaus auf, was die meisten überhaupt nicht interessierte.

Die Gedanken der Jugendlichen waren woanders. Als die Lehrerin Fragen stellte, wußten nur zwei Mädchen eine Antwort.

Es gab ein Donnerwetter. Die meisten grinsten nur müde, als die Erzieherin anfing sauer zu werden.

Die Sorvino-Brüder hatten eine Mischung zwischen liegender und sitzender Stellung eingenommen und sich dabei auf ihre angewinkelten Arme gestützt.

Sie schauten in den Himmel, und es war Gary, der seinen Bruder anstieß.

»He, guck mal.«

»Klappe, ich träume gerade.«

»Von Cathy?«

»Sicher.«

»Trotzdem kannst du in den Himmel schauen, der ist so komisch.«

Ralph öffnete die Augen. »Was soll an einem Himmel schon komisch sein, Mensch?«

»Der schimmert grün.«

Ralph hatte schon eine scharfe Bemerkung auf der Zunge liegen, als er es auch sah.

Gary hatte recht.

Der Himmel schimmerte tatsächlich grün. Und wenn man genauer hinschaute, dann waren sogar die Umrisse eines gewaltigen Gesichts zu erkennen. »Wirklich«, flüsterte Ralph. »Das ist ein Ding. Hast du auch das Gesicht gesehen?«

»Ja.«

»Was ist da los?« Mrs. Fromighton war aufmerksam geworden.

»Muß ich euch wieder auseinandersetzen?«

»Nein«, erwiderte Gary, »wir haben nur etwas gesehen, Mrs. Fromighton.«

»Und was, bitte?«

»Einen grünen Himmel.«
Die Augen der Lehrerin blitzten. Tief holte sie Luft. »Wollt ihr mich auf den Arm nehmen?«
»Wirklich, der Himmel ist grün.«
Mrs. Frominghton stand sogar auf und schaute selbst nach. Aber sie sah nichts Grünes. Scharf drehte sie den Kopf. »Ihr wollt mich also doch an der Nase herumführen. Das werde ich mir merken. Euer Minuskonto steigt langsam an.«
»Aber wir haben es gesehen, wirklich.«
»Haltet jetzt den Mund.«
Alle anderen schauten ebenfalls hoch, ohne allerdings einen grünen Schimmer zu erkennen.
Mrs. Frominghton unterrichtete weiter. Nach zehn Minuten beendete sie die Lehrstunde. »Wir werden jetzt zum Schloß zurückkehren und uns für das Abendessen vorbereiten. Danach ist Freizeit, und um 22 Uhr wird das Licht gelöscht.«
Allgemeines Murren, doch die Erzieherin ließ sich nicht erweichen.
Die Jugendlichen trotteten los. Ralph und sein Bruder waren ziemlich still geworden. Des öfteren warfen sie einen verstohlenen Blick zum Himmel hoch, um zu sehen, ob sich der Schein wiederholte. Da war nichts auszumachen.
Es blieb normal…
Sie befanden sich bereits in Nähe des Schlosses, als es geschah.
Jetzt sahen es nicht nur die Sorvino-Brüder, sondern auch die anderen. Ein Mädchen schrie zuerst: »Da ist eine grüne Wolke.«
Sie blieben stehen.
Selbst Mrs. Frominghton kam jetzt nicht daran vorbei, die Tatsache anzuerkennen. Und sie wunderte sich, denn mit normalen Naturgesetzen war das nicht zu erklären.
Die Wolke wurde größer. Sogar ein Gesicht schälte sich daraus hervor. Eine gewaltige, an einen Affen erinnernde Fratze.
Cathy Barker sah zu, daß sie in Billys Nähe kam. »Verstehst du das?« flüsterte sie.
»Nein.«
Das Gesicht schwebte am Himmel. Dann verschwand es kurz hinter einer Wolke, um abermals wieder zu erscheinen.
»Ich habe Angst«, sagte das Mädchen, das die Wolke als erste gesehen hatte.
Da stand sie nicht allein. Auch in den Gesichtern der anderen waren ihre Gefühle abzulesen.
»Ob das etwas mit dem Blut zu tun hat?« wisperte Cathy Barker.
»Möglich.«
Mrs. Frominghton räusperte sich. »Wie dem auch sei, es ist ein unerklärliches Naturereignis. Wir sollten uns davon nicht beirren

lassen und den Weg fortsetzen. Vielleicht täuschen wir uns auch. Da haben sich Wolken zusammengeballt, die wie ein Gesicht aussehen. Möglich, daß wir ein Gewitter bekommen. Deshalb möchte ich, daß wir so rasch wie möglich zurück ins Schloß gehen.«

Diese Aufforderung brauchte sie wirklich nicht zu wiederholen.

Die Jungen und Mädchen waren sofort dabei. Sie liefen so schnell, daß Mrs. Frominghton kaum Schritt halten konnte.

Bevor sie die Straße erreichten, in deren Nähe auch das Schloß lag, mußten sie noch einen Wald durchqueren. Er war zwar nicht groß, doch das dichte grüne Dach der Bäume ließ es nicht zu, daß sie einen freien Blick auf den Himmel hatten.

Vögel stoben kreischend in die Höhe, als die Gruppe den Wald durchquerte.

Dann hörten sie das Heulen.

Sofort blieben sie stehen. Wie eine Horde Lämmer drängten sie sich schutzsuchend zusammen, denn das Heulen hatte sich gesteigert und war zu einem gewaltigen Brausen geworden.

Sturmesbrausen…

Sie merkten auch was davon. Der orkanartige Wind streifte den Wald, fuhr in die Kronen der Bäume, schüttelte sie durch, bog Zweige und Äste, drückte sie dem Boden entgegen, hob sie wieder hoch, rüttelte und schüttelte sie.

Blätter wurden abgerissen, Staub vom Boden hochgewirbelt, abgestorbene Zweige knickten weg, und jeder sah das grüne Schimmern, das über ihnen schwebte.

Zwei Mädchen weinten, die Jungen waren stumm. Manche preßten hart die Lippen aufeinander. Auch in Mrs. Frominghtons Augen stand Nichtbegreifen und ein Ausdruck der Angst.

Plötzlich war alles vorbei. So schnell wie es auch gekommen war.

Nach einem letzten Windstoß richteten sich die Zweige und Äste wieder auf und blieben zitternd in ihrer alten Lage.

Das große Aufatmen begann. Niemand sprach. Vielleicht eine Minute verstrich, als Billy Elting sagte: »Also, ich habe wirklich keine Erklärung dafür.«

Er erntete beifälliges Kopfnicken.

Mrs. Frominghton räusperte sich. Sie sah sich genötigt, ein paar Worte zu sagen. »Hört mal her«, begann sie. »Auch mir ist diese Erscheinung unerklärlich, ich kann sie nur auf eine Anomalie des Wetters zurückführen, eine Erklärung kann ich euch nicht bieten. Wir werden unseren Weg fortsetzen, und ich rufe vom Schloß aus beim zuständigen Wetteramt an.«

Dieser Vorschlag wurde allgemein akzeptiert und mit beifälligem Nicken angenommen.

Sofort machte sich die Gruppe wieder auf den Weg.

Als sie fast das Ende des Waldes erreicht hatten, sahen sie, daß der rätselhafte Orkan hier schlimmer gewütet hatte. Sogar einige Bäume waren samt Wurzelwerk aus dem Boden gerissen.

Allerdings nur jüngere Fichten.

Sie mußten über die querliegenden Hindernisse steigen und sahen schon die Straße, wo auch die Abzweigung zum Schloß hochführte.

Ziemlich an der Spitze gingen die beiden Sorvino-Brüder. Neben ihnen Mrs. Fromighton. Billy Elting und Cathy Barker machten den Schluß. Sie achteten darauf, daß sich die Kinder zwischen ihnen und der Erzieherin befanden.

»Da steht ein Wagen!« rief Gary plötzlich.

Er blieb stehen, was zur Folge hatte, daß ihn die anderen fast umrannten.

Auch sie stoppten jetzt ihren Lauf. Sekundenlang hörte man nur den keuchenden Atem.

»Sogar ein Bentley«, meinte Ralph.

»Und da liegen zwei.« Clara, ein dunkelhaariges Mädchen, hatte die Männer entdeckt.

»Ob die tot sind?« fragte Judy, ihre Freundin.

Mrs. Fromighton griff ein. »Ihr bleibt jetzt zurück!« befahl sie und rief anschließend Bill und Cathy zu sich. Sie sprach leise, als sie sagte: »Wir werden uns die Männer gemeinsam anschauen. Reißen Sie sich bitte zusammen und zeigen Sie nicht zuviel Angst. Es würde bei den Kindern einen schlechten Eindruck hinterlassen.«

Billy nickte.

Cathy war blaß. Sie tastete nach Billys Arm. Gemeinsam schritten sie durch das hohe Gras und gingen auf einen blondhaarigen Mann zu, der dicht neben einem Baum lag. Er mußte von einem abgerissenen Ast getroffen worden sein, denn der lag noch auf seinem Nacken.

Mrs. Fromighton ging in die Knie und fühlte nach dem Pulsschlag. »Der Mann lebt.«

Den dreien fiel ein Stein vom Herzen.

Billy ließ die Hand der jungen Erzieherin los und wandte sich dem zweiten zu. »Das ist ja ein Chinese oder Japaner!« rief er überrascht. »Den hat's aber erwischt.«

In der Tat sah Suko schlimm aus. Ein hochgewirbelter Stein hatte ihn getroffen und die Kopfhaut aufgerissen, so daß Blut aus der Wunde gequollen war. Tot war er nicht.

»Was machen wir jetzt?« fragte Cathy.

»Wenn ich das wüßte«, erwiderte Mrs. Fromighton. Auf einmal war auch sie ratlos.

Bis eines der Kinder rief. »Da, der eine hat sich bewegt!«

Die drei fuhren herum. Das Mädchen hatte nicht gelogen. Der blondhaarige Mann versuchte tatsächlich, auf die Füße zu kommen.

»Das kann ja nicht gutgehen«, sagte Mrs. Fromighton und lief auf den Mann zu.

***

Der Treffer in den Nacken hatte mich wirklich von den Beinen gerissen. Aber so etwas ist Schicksal, da kann man halt nichts machen. Das Erwachen war wie immer.

Böse und schlimm…

Ich spürte den Druck, die Schmerzen, die sich bis in den Rücken zogen und fühlte Grashalme, die mein Gesicht kitzelten und zwischen die Zähne wollten.

Ich öffnete die Augen.

Vor mir sah ich das Gras und auch die Erde. Also lag ich im Freien. Im ersten Augenblick fiel mir nicht ein, wie ich hierhergekommen war, doch ich wollte unbedingt aufstehen, denn hier liegenbleiben konnte ich nicht.

Beide Arme winkelte ich an, stützte mich dann ab und gelangte langsam in die Senkrechte.

Mir wurde etwas übel und auch schwindlig. Das war wohl doch nichts, und dann hörte ich die Stimme der Frau.

»Es ist am besten, wenn Sie liegenbleiben, Mister«, sagte sie zu mir.

Bevor ich eine Antwort geben konnte, umfaßten mich bereits kräftige Hände und stützten mich.

»Danke!« keuchte ich. »Aber so ein Treffer wirft mich nicht von den Beinen. Wenn Sie mir vielleicht behilflich sein könnten, Madam, dann wird es schon gehen…«

»Unbelehrbar sind Sie.«

»Ja, das habe ich so an mir.« Ich sah dicht vor mir den Baumstamm, streckte meine Hand aus und stützte mich dort ab. So kam ich tatsächlich in die Höhe, drehte mich und lehnte mich mit dem Rücken gegen den Stamm, wobei ich weit die Augen aufriß, um erkennen zu können, wo ich mich befand.

Ich sah den Bentley. Er stand schief, die Türen vorn waren offen, ansonsten kam er mir unbeschädigt vor. Auch die neuen Scheiben waren nicht zersplittert.

Nicht weit vom Wagen weg lag Suko. Ich hatte noch in Erinnerung, wie er durch die Luft gewirbelt worden war, jetzt sah ich ihn am Boden und auch das Blut am Kopf.

Es versetzte mir einen Stich.

Die Frau war neben mir stehengeblieben und hatte wohl meine Gedanken erraten, denn sie sagte: »Ihr Freund lebt. Er ist nur bewußtlos, wie Sie es gewesen sind.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Rechts von mir standen mehrere Jugendliche und auch noch zwei

Betreuer. Ein junges Mädchen und ein junger Mann. Ich schien einer Wandergruppe aufgefallen zu sein.

»Weiterfahren können Sie natürlich nicht«, sagte die Frau neben mir. »Es ist am besten, wenn Sie sich erst einmal ausruhen oder wenn wir Sie zu einem Arzt bringen.«

»Dazu habe ich keine Zeit.«

»Die müssen Sie sich nehmen.«

Ich drehte vorsichtig den Kopf und blickte die Frau an. Die sah richtig gefährlich aus. Ein Typ wie sie diente oft als Karikatur für Lehrerinnen und Aufpasserinnen. Streng schaute sie mich an und entlockte mir ein Grinsen.

»Wenn Sie meinen, Madam.«

»Das meine ich. Es ist nicht mehr weit bis zum Schloß. Dort ruhen Sie sich zusammen mit Ihrem Freund aus, und danach sehen wir weiter.«

Der Vorschlag klang nicht schlecht, ich nahm ihn an.

Ich kümmerte mich um Suko, nachdem ich den Wagen zu ihm gefahren hatte.

Mein Freund hatte eine böse Schramme auf dem Kopf. Er lag noch in tiefer Bewußtlosigkeit. Ich hatte mich vorgestellt, ohne allerdings meinen Beruf zu sagen und fragte Mrs. Frominghton, deren Namen ich inzwischen wußte: »Es existiert doch sicherlich ein Weg zum Schloß, den ich auch mit dem Wagen befahren kann?«

»Natürlich.«

»Danke.«

Ein junger Mann namens Billy Elting half mir, Suko in den Fond zu legen. Die Kinder und Jugendlichen schauten dabei zu. Sie sagten nichts, und als ich hinter dem Lenkrad platznahm, stieg auch Mrs. Frominghton ein. »Wollen Sie wirklich nicht zu einem Arzt fahren?« erkundigte sich die Frau noch einmal.

Ich startete. »Nein, ich kenne meinen Freund. Es ist nicht das erste Mal, daß er einen Schlag über den Schädel bekommt.«

Sie warf mir einen erstaunten Blick zu, so daß ich lächeln mußte.

»Mein Freund und ich sind Polizeibeamte.« Damit ließ ich die Katze aus dem Sack und bat Mrs. Frominghton gleichzeitig, es für sich zu behalten.

»Selbstverständlich, Mr. Sinclair. Sie sind nicht von hier, wie ich annehme.«

Ich lenkte den Wagen vorsichtig auf den Weg. Er sollte möglichst wenig Erschütterungen mitbekommen, die wollte ich meinem Freund Suko nicht zumuten. »Wir kommen aus London.«

»Scotland Yard etwa?«

»Ja.«

»Oh, dann haben wir ja hohen Besuch bekommen.«

»Das hält sich in Grenzen. Müssen wir nicht zurück?«
»Ja, bis an die Abzweigung, wo das Schild steht.«
»Richtig, ich habe es gesehen.« Ich drehte.
»Bevor Sie der Sturm packte?«
»Genau.« Die Servolenkung unterstützte mich, so daß mir das Wenden ziemlich leicht fiel.
»Haben Sie eine Erklärung, Mr. Sinclair?«
Natürlich hatte ich eine, aber die gab ich nicht preis. Wir rollten an den Jugendlichten und Kindern vorbei, die in den Wagen schauten, dann erreichte ich die Abzweigung und mußte mich rechts halten.
»Ich habe keine«, fuhr Mrs. Frominghton fort. »Vielleicht eine Anomalie des Wetters, so habe ich es jedenfalls meinen Kindern mitgeteilt, Mr. Sinclair.«
»Das war gut.«
»Dann sind Sie als Polizist der gleichen Meinung?«
»Natürlich.«
»Das gibt mir Mut. Ich dachte auch an eine Windhose. So etwas soll es ja geben.«
Da hatte sie recht. Ich konzentrierte mich auf den Weg. Er war ziemlich schmal, auch nicht asphaltiert und mit hohem Gras bewachsen. Rechts und links sah ich Wiesen und Felder.
Vor mir die Burg.
Auf einem Hügel stand sie. Sie war nicht sehr groß, aber irgendwie reizvoll anzusehen. Ich konnte mir gut vorstellen, daß es Spaß machte, dort seine Ferien zu verbringen.
»Ein sehr nettes Plätzchen haben sie sich ausgesucht, Mrs. Frominghton.«
»Finden Sie?«
»Klar, das ist doch etwas für die Jungen und Mädchen. Burgromantik zieht immer.«
Sie nickte. Dann wurde sie rot. »Woran denken Sie, Mrs. Frominghton?«
»An den heutigen Abend.«
»Und?«
»Ich weiß, es klingt unverschämt, doch Sie sind Scotland Yard-Beamter, und wenn Sie bei uns übernachten, könnten Sie doch auch Geschichten erzählen. Ich meine, Fälle, die Sie erlebt haben. Das klingt bestimmt spannend.«
»So schlimm ist es nicht«, stapelte ich tief. »Mal sehen, vielleicht mache ich es.«
»Das wäre nett.«
Wenn ich das Schloß so sah, wurde ich fast an die Werwolf-Burg erinnert. Sie lag so ähnlich. Dort hatten Lupina und Silva, die weiße Wölfin, gegeneinander gekämpft. [3]

Ich fragte mich, wo Lupina, die den Kampf gewonnen hatte, jetzt wohl stecken würde.

»Bitte fahren Sie noch langsamer«, wies mich Mrs. Frominghton an. »Da kommt ein Schlagloch.«

Und wie es kam. Ausweichen konnte ich nicht, ich mußte hindurch. Hoffentlich litt Suko nicht unter diesem Stoß. Ich schaffte es.

Kaum lag das mit Regenwasser gefüllte Schlagloch hinter uns, hörte ich schon seine Stimme.

»Kannst du nicht mehr Rücksicht nehmen, du Rennfahrer?«

»Ach nee, auch wieder wach.«

»Ja, bei deiner Fahrweise kann man ja nicht ruhig schlafen.«

Mrs. Frominghton war leicht entsetzt. »Aber Sie waren doch vorhin noch bewußtlos.«

»Jetzt nicht mehr.«

»Also wirklich. Sie haben vielleicht Nerven.«

»Wieso? Haben Sie keine?«

Mrs. Frominghton atmete nur durch die Nase. Das mußte als Antwort reichen.

Wenig später lenkte ich den Silbergrauen durch einen Torbogen und gelangte in den Innenhof des Schlosses. Alles sah sehr gepflegt aus, nichts war verfallen, sogar die Schloßmauer, die sich rund um das Gebäude zog, und auch die Stallungen, Trakte, Vorratsräume und Schuppen mit einrahmte.

Ich stieg aus. Bei einer zu heftigen Bewegung schmerzte mein Nacken wieder und erinnerte mich daran, daß ich auch mit Suko behutsam umgehen mußte.

Mrs. Frominghton ging auf die breite Steintreppe zu, die ihr Ende vor einer dicken Holztür fand.

Ich öffnete den hinteren Wagenschlag.

Suko grinste mich an. Sein Grinsen fiel allerdings verzerrt aus, ein Zeichen, daß er sich noch nicht völlig auf dem Damm fühlte.

»Soll ich dich tragen oder stützen?« fragte ich den Chinesen.

»Du Schwächling willst mich tragen?« Er lachte. »No, mein Lieber, ich gehe allein, kannst mir ja deinen Arm leihen.«

»Kostet pro Minute drei Pfund Leihgebühr.«

»Halsabschneider.«

Ich streckte die Arme aus und half Suko aus dem Wagen. Es war gar nicht so einfach. Der Chinese hatte doch seine Schwierigkeiten, er war noch ziemlich wacklig auf den Beinen. Das Blut hatte er sich notdürftig aus dem Gesicht gewischt, und als er schließlich auf den Füßen stand, wäre er fast umgefallen, wenn da nicht meine Schulter als Stütze gewesen wäre.

»Von wegen wieder fit«, bemerkte ich.

»Alles nur Täuschung.«

Mrs. Frominghton stand am Ende der Treppe in der offenen Tür und erwartete uns.

Neben ihr sah ich einen dicken Mann, der rosige Wangen und lustige Augen hatte.

Als wir mühsam die Treppe hinter uns gelassen hatten, stellte mir die Frau den Mann als Harvey Ollik vor. Koch, Hausmeister und Mädchen für alles in einer Person.

»Wohin?« fragte ich.

Mrs. Frominghton verzog das Gesicht. »Leider müssen Sie noch eine Treppe hoch. Hier unten befinden sich nur die Eßräume und auch die eigentlichen Aufenthaltszimmer.«

»Okay, gehen Sie vor.«

Sie nahm den Koch mit. Gemeinsam stiegen sie nebeneinander die Stufen hoch. Der Mann warf hin und wieder einen Blick über die Schulter und schaute Sukos Gesicht an. So ganz geheuer war ihm die Sache doch nicht.

Der Chinese biß die Zähne zusammen. Nicht nur ich wußte daß es ihm schlecht ging; er fühlte sich elend, aber er wollte keine Schwäche zeigen.

»Soll ich nicht doch lieber einen Arzt kommen lassen?« erkundigte ich mich.

»Nein, John, laß es. Die eine Nacht überstehe ich schon. Morgen sieht alles anders aus.«

»Okay, du bist erwachsen.«

Wir mußten durch einen düsteren Gang in dem kaum Licht brannte. An den Wänden hingen dunkle Gemälde. In kleinen Nischen standen Truhen oder Kästen. Unter unseren Füßen befand sich ein Holzfußboden. Bei jedem Schritt bewegten sich die Dielenbretter, sie knarrten und ächzten.

Ausgerechnet bis zum letzten Zimmer mußten wir. Die Frau öffnete eine Rundbogentür.

Ich mußte mich ducken, um hindurchzukommen. Die Decke war dafür hoch genug. Da es ein Eckraum war, besaß er auch zwei Fenster. Die Scheiben, mehrmals unterteilt, zeigten einen Grauschimmer, der von außen auf innen klebte.

Ich sah nur das Bett. Dort schaffte ich meinen Freund hin. Suko setzte sich und ließ sich danach langsam nach hinten fallen. Zum Glück befand sich die Wunde nicht am Hinterkopf, sondern weiter vorn, so daß er auf dem Rücken liegenbleiben konnte.

Harvey Ollik war auf dem Weg zum Zimmer verschwunden. Jetzt kam er zurück und hatte einen Verbandskasten mitgebracht.

»Das genau fehlte uns«, sagte ich.

Der Kasten war gut sortiert. Ich fand auch Jod und bepinselte Sukos Wunde damit.

Der Chinese zuckte zusammen, das Zeug brannte; das kannte ich von mir. »Keine Panik«, sagte ich, »ich bin bei dir.«

»Als würde mir das etwas nützen.«

Fünf Minuten dauerte die Behandlung. Auf einen Verband verzichtete ich, dafür nahm ich zwei große Pflaster.

»Das wär's«, sagte ich zum Schluß und gab Suko einen Klaps auf die Schulter. »Du kannst jetzt schlafen.«

»Und du?« fragte er.

»Ich spiele Schloßgeist.«

»Dann laß dich aber nicht von einem Geisterjäger erwischen«, riet er mir und hob zum Gruß die Hand.

Wir verließen den Raum. Wenn ich gewußt hätte, was Suko bevorstand, wäre ich dageblieben…

***

Der Chinese war froh, als die anderen die Tür hinter sich geschlossen hatten. Er gab sich zwar lässig, aber so fit fühlte er sich auch nicht.

Suko lag so, daß er beide Fenster im Blickfeld hatte. Es war nicht sehr hell im Raum. Bald würde die Sonne untergehen, dann sickerte noch weniger Licht durch die schmutzigen Fensterscheiben.

Suko dachte an den grünen Dschinn. Wie einfach hätte es der Dämon gehabt, zwei Gegner auf einmal zu erledigen. Er hatte sich nur Kelim, den Versager, geholt und war verschwunden. Und er hatte das Museum in Brand gesteckt, womit er auch letzte Spuren eiskalt auslöschte. War schon raffiniert, dieser uralte Dämon.

Suko fragte sich auch, wann er und John wieder etwas von dem grünen Dschinn hören würden. Das konnte Wochen dauern, Monate oder gar Jahre. Für Dämonen spielte die Zeit überhaupt keine Rolle.

Sie war ein relativer Begriff, und das nicht nur mathematisch gesehen.

Hinter Sukos Stirn tuckerte und hämmerte es. Es fiel dem Chinesen schwer, einen klaren Gedanken zu fassen, auch mit der Konzentration haperte es, und er wurde erst aufmerksam, als er vom Burghof helle Stimmen hörte.

Die Jugendlichen kamen zurück. Sie hatten den Weg zu Fuß zurücklegen müssen und waren dementsprechend spät dran.

Aus dem Schloß selbst hörte Suko kaum etwas. Die dicken Mauern schluckten fast jedes Geräusch.

Hin und wieder nur knarrte Holz. Das Material lebte und arbeitete. Auch in seinem Zimmer knackte eine Bohle und knarrte der kommodenartige Schrank in der Ecke. Einen Spiegel sah Suko ebenfalls an der Wand. Der Rahmen bestand aus Blattgold.

Da er sehr ruhig lag und kaum die Augenlider bewegte, merkte er doch, daß die Schmerzen langsam abklangen. In ein paar Tagen würde

von der Wunde nichts mehr zu sehen sein, davon war der Chinese fest überzeugt.

Plötzlich versteifte sich seine Haltung noch mehr. Er hatte ein Geräusch vernommen.

Irgendwo war es aufgeklungen. Vielleicht unter ihm oder neben ihm, auf jeden Fall war Suko keiner Täuschung erlegen. Das Geräusch hatte sich wie ein Schaben oder Kratzen angehört.

Suko mußte an die Rattenburg denken und daran, daß auch hier eventuell Ratten oder Mäuse zwischen den Räumen und Etagen ihr Unwesen trieben. Sie liefen, trippelten und verursachten die für diese Tiere so typischen Geräusche.

Aber das war es nicht. Das Geräusch von umherlaufenden Mäusen oder Ratten klang anders. Zudem verlagerte es sich auch, was mit dem anderen nicht geschah.

Was war es dann?

Abermals vernahm Suko das Kratzen. Und jetzt wußte er, wo es seine Basis hatte.

Unter dem Bett!

Suko dachte nach. Keiner von ihnen hatte unter das Bett geschaut.

Es wäre auch ein abwegiger Gedanke gewesen, und er glaubte auch jetzt nicht daran, daß sich dort jemand versteckt hielt.

Dazu klang es zu dumpf. Seiner Meinung nach mußte sich das Tier oder was immer es auch war, unter den Holzdielen befinden.

Bis er das Stöhnen hörte, da nämlich änderte er seine Ansicht.

Es war ein qualvolles, grausam klingendes Ächzen, wie das eines Sterbenden, und selbst Suko biß die Zähne zusammen.

»Aaaahhhgggrrr…«

Urlaute, schrecklich anzuhören, die Nervensaiten berührend und sie dabei anspannend.

Wäre Suko im Vollbesitz seiner Kräfte gewesen, so hätte er sicherlich nachgesehen. So aber blieb er erst einmal liegen und wartete ab, wie sich alles weiter entwickeln würde, denn noch hatte er keinen Gegner gesehen.

Er lauschte.

Das Stöhnen war verstummt. Suko nahm mit 100prozentiger Sicherheit an, daß er keiner Einbildung zum Opfer gefallen war. Nun gab es zwei Möglichkeiten. Entweder erlaubte sich jemand einen Scherz, oder aber die Sache war ernst.

An Scherze glaubte Suko nicht gern. Er hatte in seinem Leben schon zuviel erlebt, deshalb maß er auch diesem Ächzen eine genügende Bedeutung bei.

Das Geräusch wiederholte sich vorerst nicht, dafür jedoch vernahm er die Stimme.

Es war ein rauhes, leises, böses Flüstern und dabei deutlich zu

verstehen.

»Ich will hier raus. Ich komme raus, das verspreche ich. Laß mich raus, ihr Bestien…«

Suko blieb still.

Er zuckte jedoch leicht zusammen, als er das Kichern vernahm.

Da schien ihn jemand zu verhöhnen.

Dann wieder die Stimme. »Wo ist mein Sarg? Ich will meinen Sarg haben…«

Es war schon schaurig und unheimlich, was der Chinese da erlebte. Ein anderer hätte voller Panik reagiert, Suko dagegen blieb liegen. Er spielte auch mit dem Gedanken, nachzusehen, gestand sich dann selbst ein, zu schwach zu sein.

Er wartete ab. Vielleicht bestand die Möglichkeit, daß er diesen Unheimlichen einmal zu Gesicht bekam. Das wäre nicht schlecht gewesen.

Die Stimme hörte er nicht wieder, dafür ertönte ein anderes Geräusch.

Kratzen, Schaben.

Wie beim erstenmal…

Doch diesmal durch ein Splittern unterbrochen, als würde jemand die Holzdielen von unten aufreißen.

Der Chinese blieb zwar auf dem Rücken liegen, er hob jedoch seinen Arm, winkelte ihn an und ließ die Hand in den Ausschnitt der Jacke rutschen.

Er holte seine Beretta hervor.

Jetzt war er besser gewappnet, nun konnte sein Gegner kommen.

Holz riß, splitternd, ein Kichern folgte, und dann wieder die rauhe Stimme.

»Jetzt bin ich frei…«

Die Worte waren kaum verklungen, als der Chinese unter der Matratze eine Berührung verspürte, die sich zum Druck steigerte. Da war tatsächlich jemand.

Suko lag in keinem modernen Bett. Ein dunkel gebeiztes Holzbett war seine Ruhestätte. Es besaß die Ausmaße eines modernen Französischen Bettes und sehr dicke Matratzen.

Und darunter bewegte sich etwas.

Suko spürte es genau, weil er fest mit dem Rücken auflag. Bisher hatte sich der Chinese geschont, doch die Bewegung direkt an der Matratze irritierte ihn.

Er wollte nicht mehr auf dem Rücken liegenbleiben und bewegte sich vorsichtig nach rechts, auf den Rand des Bettes zu, wobei er sich mit der freien Hand abstützte.

Es lag auf der Hand, daß er jede Bewegung auch in seinem Schädel spürte, doch darauf konnte er jetzt keine Rücksicht nehmen.

Wieder hörte er die Stimme. Diesmal sogar deutlicher, als wäre der Unbekannte näher an ihn herangekommen.

»Im Leichenschloß… wir sind im Leichenschloß … Er hat uns eingemauert, aber wir kommen zurück … wir sind da …«

Das waren Geisterstimmen, doch Suko hatte sie genau verstanden. Leichenschloß, eingemauert…! Das waren Worte, die den Chinesen aufmerksam werden ließen. Sollten er und John tatsächlich durch Zufall auf einen neuen Fall gestoßen sein?

Unter ihm bewegte sich die Matratze stärker. Der oder die Unbekannten machten sich daran zu schaffen.

Aber wieso?

Suko lag jetzt am Rand des Bettes. Er biß die Zähne zusammen, um nicht aufzustöhnen, denn in seinem Schädel rumorte und hämmerte es. Sogar schwarz wurde ihm hin und wieder vor den Augen, zudem spürte er die Übelkeit.

Der Chinese war schwer gehandikapt, außerdem wußte er nicht, was sich unter ihm abspielte.

Noch lag er auf der Seite, dicht am Rand, so daß sich die Bettmitte weiter entfernt befand. Was sich dort abspielte, konnte er von seiner Lage aus nicht sehen, doch Suko riskierte es und drehte sich wieder herum.

Dabei wandte er auch den Kopf.

Fast wäre er auf den Rücken gerollt, und fast wäre ihm dies zum Verhängnis geworden, im letzten Moment hielt er sich am Bettrand fest. Das war sein Glück.

Dort, wo sich die Mitte der Matratze befand, stieß urplötzlich die blanke Klinge eines Messers hervor.

Sie wäre Suko genau in den Rücken gedrungen, hätte er noch an der gleichen Stelle gelegen. So aber verfehlte sie ihn um die Breite einer Hand. Tief atmete Suko durch und starrte auf die Klinge.

Ein höllisches Instrument. Und das Messer blieb nicht an einer Stelle – es wanderte.

In Sukos Richtung.

Dem Chinesen blieb nur eine Chance. Er mußte sich vom Bett fallen lassen, und das in seinem Zustand.

Noch einen Blick warf er auf das Messer.

Es rutschte näher. Suko sah die Hand nicht, die es führte, war aber sicher, daß sie sich unter dem Bett befand.

Der Chinese ließ sich fallen.

Eine Schrecksekunde, dann prallte er auf. Und er spürte den Schlag in allen Knochen. Sein Schädel, obwohl er versucht hatte, ihn hochzuhalten, geriet mit dem Boden in Kontakt. Suko spürte den Schlag doppelt und dreifach. Vor seinen Augen tanzten Sterne, die zersprühten und Platz schufen für die langen Schatten der Dunkelheit.

Eine erneute Ohnmacht drohte den Chinesen zu überfallen.
Mit aller Macht kämpfte Suko dagegen an. Er hielt die Beretta fest.
So hart, daß seine Fingerknöchel scharf und spitz hervortraten.
Dabei keuchte er und rollte sich um die eigene Achse, weil er wegkommen wollte.
Es war Schwerstarbeit, die der angeschlagene Suko in diesen schlimmen Augenblicken verrichtete.
Erschöpft blieb er liegen. In seinem Kopf fanden Explosionen statt, aber er biß die Zähne zusammen und drehte den Kopf, so daß er unter das Bett schauen konnte.
Eine Bewegung.
Schattenhaft nur, nicht genau auszumachen.
Etwas blitzte.
Die Messerklinge!
Und Suko vernahm wieder das böse Flüstern. »Ich bin frei. Ich komme zu dir, ich töte dich…« Kichern. »Die Mauern haben uns freigegeben. All das Blut der Unschuldigen wird über euch kommen und euch ertränken wie Ratten. Du bist der erste …«
Es waren schlimme Worte, die Suko da vernahm. Und er wußte, daß es keine leere Drohung war.
Der Chinese hob den rechten Arm an. Er mußte sich dabei etwas drehen, damit er mit der Waffe unter das Bett zielen konnte. Es hatte keinen Sinn, den Stab hervorzuholen und zu versuchen, die Zeit anzuhalten. Suko fühlte sich zu schwach, um effektvoll eingreifen zu können. Denn töten durfte er seinen Gegner nicht, wenn die Zeit angehalten worden war.
Etwas kroch unter dem Bett hervor.
Eine Gestalt.
Noch schlecht zu erkennen. Doch je weiter sie sich bewegte, um so schlimmer sah sie aus. Der Chinese entdeckte ein Gesicht. Bleich, bläulich schimmernd, irgendwie blutleer, mit großen Augen versehen, deren Blick starr war.
Aus den Haaren floß Blut! Ein schlimmer Anblick.
Hatte der Unheimliche unter dem Bett nicht von dem Blut der Unschuldigen gesprochen? Zählte er sich nicht dazu?
Suko biß die Zähne so hart zusammen, daß es schon knirschte.
Kaum gelang es ihm, den Arm hochzuhalten. Die Waffe wurde zu schwer, sie zitterte regelrecht in seiner Hand, und er hätte sie am liebsten fallen gelassen.
Suko riß sich zusammen.
Und dann schoß er.
Normalerweise hätte Suko getroffen, doch bei seiner Schwäche war dies nicht zu schaffen.
Der Chinese verriß.

Die Kugel fuhr über das Bett und hieb klatschend in die Wand, wo sie als deformiertes Etwas steckenblieb. Diese Aktion hatte dem Gegner Zeit gegeben, sich näher an den Chinesen heranzuschieben.

Er kicherte hohl, während Suko verzweifelt bemüht war, die Beretta so einzurichten, daß die Mündung auf den Mann unter dem Bett zeigte. Doch der Lauf pendelte zu stark von einer Seite zur anderen, und das Monster kam frei.

Es hatte das Bett hinter sich gelassen. Jetzt versperrte nichts mehr die Sicht auf seinen Gegner.

Suko riß seine Kräfte zusammen. Er wälzte sich herum, wollte weg von dem Unheimlichen, der seine Schwäche eiskalt ausnutzen und ihn töten konnte.

Normalerweise wäre diese Gestalt kaum ein Problem für den Chinesen gewesen, aber nicht in seinem Zustand, wo er sich so kraftlos wie ein Kleinkind fühlte.

Die Gefahr für Suko wuchs.

Der andere war schneller.

Wieder berührte die Wunde den Boden. Erneute Schmerzwellen rasten durch seinen Kopf. Der Chinese biß die Zähne zusammen, daß es knirschte, er hob die Waffe und feuerte, ohne zu zielen.

Schräg hämmerte das geweihte Silbergeschoß in die Decke, aber Sukos Gegner war da.

Er brauchte nur noch den Arm zu heben und zuzustoßen. Das tat er auch!

***

»Ihrem Freund geht es ziemlich schlecht«, sagte Mrs. Frominghton, als wir unten in der Halle standen.

Ich nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Wie man es nimmt.«

»Verstehe ich nicht.«

»Ein anderer hätte den Hieb vielleicht nicht verkraftet. Suko muß hingegen einen Schädel aus Eisen haben, daß er so etwas überlebt.«

»Hoffentlich kommt er bald wieder auf die Beine.«

Ich nickte. »Da sagen Sie was.«

»Sollen wir nicht doch lieber einen Arzt rufen, Herr Oberinspektor? Es wäre sicherlich besser. Wir haben hier auch Telefon.«

»Ich schaue gleich mal nach ihm. Mal sehen, wie er reagiert. Aber sie haben hier ein modernes Schloß. Sogar mit Telefon.«

»Sonst würden wir hier nicht wohnen. Bis auf den Keller, ist hier überall elektrisches Licht. Und dabei hat man uns gewarnt, hier unsere Tage zu verbringen.«

»Ach ja?«

»Irgendein Spinner. Er redete von einem Leichenschloß.«

Ich war interessiert. »Wissen Sie mehr, Mrs. Frominghton?«

»Ja, als das Schloß gebaut wurde, hat der Erbauer, irgendein Graf, das Blut seiner Feinde in die Mauern gemischt. Und er soll auch zwei Landstreicher bei lebendigem Leibe begraben haben, weil sie es gewagt hatten, ihn nicht zu grüßen, sondern lachten. Daraufhin hat er sie eingemauert, aber das ist einige hundert Jahre her. Zudem ist das Schloß zweimal wieder aufgebaut worden, oder ein Teil davon. Kriege hatten es zerstört.«

»Hat man die Leichen der beiden gefunden?« wollte ich wissen.

»Nein, nicht einmal Knochen.«

»Dann sind sie noch im Gemäuer.«

»Sicher, Mr. Sinclair. Aber das sind alte Legenden und Geschichten. So etwas schreckt uns nicht. Was meinen Sie, wie viele Burgen in merry old England eine ähnliche oder sogar noch schlimmere Vergangenheit besitzen?«

Da mußte ich ihr recht geben. Denn meine praktischen Erfahrungen hatte ich auch gesammelt.

»Ich sehe mal nach meinem Freund«, sagte ich, stutzte aber, weil ich von draußen helle Stimmen vernahm.

Die Jugendlichen kamen zurück. »Warten Sie doch einen Moment«, bat mich Mrs. Frominghton. »Ich möchte den Kindern gern erklären, was Sie von Beruf sind.«

»Wenn Sie meinen.« So völlig begeistert war ich von dem Vorschlag nicht. Aber ich wollte nicht undankbar sein. Mrs. Frominghton hatte uns auch geholfen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und hatte erst jetzt die Muße, mich in der Halle umzuschauen.

Die Möbel waren noch in Ordnung und zeigten den Hauch Exklusivität, den ich von Einrichtungen solcher Schlösser gewöhnt war.

Sie stammten aus den verschiedensten Epochen und waren ausgezeichnet aufgearbeitet worden.

Ein Sekretär stach mir besonders ins Auge. Er war aufgeklappt.

Ich sah in seinem Innern zahlreiche kleine Schubkästen, jeder ein Kunstwerk für sich.

Mrs. Frominghton hatte ihre Schäfchen in die Halle geholt und um sich versammelt. Es war schwer, Ruhe in den Haufen zu bekommen, denn die Jugendlichen waren weit gewandert; sie hatten keine Lust mehr und waren dementsprechend sauer.

Jetzt noch eine Rede, das war nun gar nicht nach ihrem Geschmack. So dauerte es, bis Ruhe herrschte. Vielleicht trug auch meine Anwesenheit dazu bei, denn ich hatte mich inzwischen umgedreht und schaute den Jugendlichen in die Gesichter.

»Ich möchte euch etwas mitteilen!« rief Mrs. Frominghton. »Unser Gast hier, auf den wir auf so ungewöhnliche Weise gestoßen sind,

heißt John Sinclair, und ist ein Chefinspektor von Scotland Yard.«

Sie verstummte und ließ die Worte wirken.

Mich trafen alle Blicke, und ich machte erst einmal keepsmiling.

Aber ein Kommentar war nicht zu überhören.

»Mensch, ein Bulle!«

Auch Mrs. Frominghton hatte die Bemerkung verstanden, sie reagierte entsprechend. »Noch einmal so eine abqualifizierende Äußerung, und ich werde dich nach Hause schicken, Ralph Sorvino. Dann kannst du deinen Bruder gleich mitnehmen.«

»Das sagt man eben so…«

»Ich weiß selbst, was man sagt.«

»Lassen Sie, Mrs. Frominghton. Ich habe früher kaum anders reagiert als Ihre Schützlinge.«

»Schmeicheln Sie sich nur nicht ein!« zischte Ralph. »Ich kenne das verdammt gut.«

Mrs. Frominghton wollte etwas sagen. Mit einer Handbewegung stoppte ich sie. »Lassen Sie mal, ich kümmere mich schon selbst darum.« Langsam schlenderte ich auf den dunkelhaarigen Ralph Sorvino zu. »Du scheinst dich ja auszukennen«, sagte ich.

»Ja.«

»Und woher?«

»Mein Alter ist Anwalt.«

»Aha. Er mag die Polizisten auch nicht.«

»So ist es«, sagte Ralph. Sein Bruder, der neben ihm stand, nickte.

»Hat dein Vater einen besonderen Grund, Polizisten nicht zu mögen?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Ist aber so. Er steht schließlich auf der anderen Seite.«

»Dabei sollte er auf der Seite des Rechts stehen«, sagte ich.

»Quatsch. Der arbeitet für ein hohes Tier, da kommen Sie nicht gegen an.«

»Wer ist es denn?« Ich hatte selten ein »Verhör« geführt, das mir so leichtfiel.

»Logan Costello!« Den Namen spie er mir förmlich ins Gesicht, und ich stand auf einmal unter Strom, wobei ich mir allerdings nichts anmerken ließ, sondern nur gleichgültig die Schultern hob.

»Sie kennen ihn nicht, wie?«

»Nein, mein Freund.«

»Na ja, kann man von einem kleinen Bullen auch nicht erwarten, daß er die Größen der Unterwelt kennt.«

»Bestimmt nicht.« Ich drehte mich wieder um. Meine Güte, wenn dieser großschnäuzige Junge wüßte, wie oft ich bereits mit Logan Costello aneinandergeraten war. Er schob mir auch den Tod seines Bruders in die Schuhe, obwohl ich damit nichts zu tun hatte.

»So, das reicht jetzt, Ralph. Du siehst, durch Angabe kann man keinen Eindruck schinden. Es kommt immer darauf an, was man leistet. Merke dir das für’s Leben.«

»Klar, Mrs. Frominghton. Wir merken uns alles, was Sie uns sagen. Sie sind ja so schlau.« Er grinste.

Das schien mir ein besonderes Früchtchen zu sein. Aber was wollte man machen? Der Apfel fiel ja bekanntlich nicht weit vom Stamm.

Die anderen schauten die beiden Brüder nicht gerade mit Hochachtung an. Ihnen schienen die beiden nicht zu gefallen. Der Größere, Ralph, war der Typ, der sofort alles an sich riß. Ich dachte über den Namen Sorvino nach. Gesehen hatte ich den Anwalt noch nicht.

Logan Costello brauchte ja einen neuen, der andere war gestorben.

An dessen Beerdigung denke ich nur noch mit Schaudern zurück.

Ich hatte zwangsläufig daran teilgenommen.

Costello und seine Bande hatten Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, und mich damals verbrennen wollen. Zudem war ich noch auf Medusa getroffen und wäre fast zu Stein geworden.[4]

Meine Gedanken waren so weit abgeschweift, daß ich auf die Rede der Frau nicht mehr achtete. Sie sprach davon, wirklich einen Glücksfall getroffen zu haben und daß ich mich bereit erklärt hätte, am Abend etwas von meinem Beruf zu erzählen.

»Das ist insofern gut«, schloß sie, »als daß ihr euch schon mal informieren könnt, denn zu lange wird es nicht mehr dauern, bis ihr vor eurer Entlassung und damit auch vor der Berufswahl steht. Die Polizei sucht immer gute Leute, und so erhaltet ihr wenigstens einen ersten Einblick in die Arbeit eines Oberinspektors von Scotland Yard.«

Ralph Sorvino konnte es einfach nicht lassen. »Darauf kann ich verzichten«, sagte er. »Von meinem Alten weiß ich, wie es bei den Bullen zugeht.«

»Halte jetzt den Mund!« fuhr Mrs. Frominghton ihn an. Danach wandte sie sich an mich. »Und welche Zeit wäre Ihnen angenehm, Mr. Sinclair?«

»Nach dem Abendessen.«

»Sagen wir um 20 Uhr.«

Damit war ich einverstanden. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte ich auch meine Telefonate erledigt haben. Ich wollte beim Yard anrufen und auch bei Shao, denn man erwartete uns noch am Abend zurück.

Vorerst jedoch interessierte mich Suko. Er hatte einiges abbekommen, sein Zustand war nicht gerade als befriedigend zu bezeichnen, vielleicht brauchte er noch Hilfe.

Ich nickte den Jugendlichen nebst Betreuern zu und machte mich auf den Weg.

Rasch überwand ich die Treppe nach oben, schritt durch den breiten

Gang und blieb vor der letzten Tür stehen.

Wie ein Wilder wollte ich nicht gerade ins Zimmer stürmen, deshalb klopfte ich vorher an.

Keine Antwort.

Suko schien eingeschlafen zu sein, deshalb öffnete ich die Tür so leise es ging, denn ich wollte ihn nicht stören.

Oft knarren alte Türen in Schlössern oder Burgen. Diese hier glitt fast lautlos nach innen.

Ich drückte mich durch den Spalt. Im Zimmer herrschte ein unangenehmes Halbdunkel, deshalb konnte ich nicht alles genau erkennen, sah aber, daß niemand im Bett lag.

Augenblicklich stand ich unter Spannung.

Mein Blick irrte ab.

Und dann sah ich ihn.

Suko lag auf dem Boden, die Beretta hielt er noch in der rechten Hand, er war jedoch zu schwach, sich zu wehren, denn dicht vor ihm kniete eine Gestalt, die mir den Rücken zuwandte.

Ich sah, daß sie den rechten Arm erhoben hatte, und ich machte auch das Messer in ihrer Hand aus.

Der andere wollte Suko erstechen!

***

»Wird ja ein langweiliger Abend«, meinte Ralph Sorvino und grinste, wobei er sich drehte und bei seinen Kameraden nach Zustimmung suchte.

Bis auf Gary wichen die anderen seinem Blick aus.

Jetzt platzte auch Billy Elting der Kragen. Er stand nicht weit von Ralph entfernt, war mit zwei Schritten bei ihm und hieb seine Hand auf dessen Schulter. Er zog ihn herum, so daß Ralph ihn anschauen mußte.

»Jetzt reicht es!« zischte Billy. »Wir haben kein Interesse daran, daß du die anderen aufhetzt. Du brauchst diesen Vortrag nicht anzuhören, aber wir machen es. Und wenn du stören willst, dann fliegst du. Hast du verstanden?«

Ralph verzog verächtlich die Mundwinkel. »Nimm die Hand weg, du Hampelmann.«

In Billys Augen blitzte es.

Gary erkannte, daß sein Bruder zu weit gereizt hatte. »Laß es doch«, sagte er. »Wir gehen nach oben.«

»Okay«, grinste Ralph, »wir gehen. Euer Essen könnt ihr euch in die Haare schmieren. Ich habe keinen Hunger. Außerdem vergeht mir in eurer Gesellschaft der Appetit.«

Er machte kehrt und ging. Stolz reckte er sich und warf den anderen keinen Blick mehr zu.

»Warum haben wir die beiden überhaupt mitgenommen?« fragte einer der Schüler.

»Da sagst du was«, meinte Billy.

Selbst Mrs. Frominghton war sprachlos. Gegen diese Blasiertheit und Arroganz kam sie nicht an. Dagegen kämpften Götter selbst vergebens.

Gary folgte seinem Bruder. Die beiden bewohnten einen Raum zusammen. Nicht gerade schnell marschierten sie hoch, wo das Zimmer lag.

»Das ist doch ein dummer Bulle«, schimpfte Ralph. »Dem sollte man was vor das Kinn hauen.«

»Wieso? Ich finde ihn gar nicht so schlecht.«

»Jetzt fang du auch noch an«, beschwerte sich Ralph.

»Ich sage ja gar nichts.«

»Ist auch besser.« Ralph lachte. »Wenn ich das schon höre. Vortrag. Das ist dummes Gelaber, da heben sich die Brüder nur selbst in den Himmel, erzählen, wie toll es bei der Polizei ist, und vergessen völlig die Wahrheit. No, das ist nichts für Papas Sohn. Wirklich, Brüderchen, ich kenne die.«

Vor der Zimmertür blieben sie stehen, und Ralph kramte den Schlüssel aus der Tasche. »Wenn ich das alles dem Alten erzählte, kriegt der einen Anfall.«

»So schlimm ist Daddy auch nicht.«

»Aber er mag keine Polypen.« Ralph schloß auf. Das Zimmer besaß zwei Betten Sie standen sich gegenüber. Zwischen ihnen befand sich das Fenster.

Ralph blieb davor stehen und schaute nach draußen in den Burghof und auch über das Land. »Heute pack ich es«, sagte er.

»Was?«

Ralph lachte leise. »Glaubst du denn, ich habe unsere kleine Betreuerin vergessen?«

»Laß die Finger von ihr.«

»Nein, Cathy ist genau mein Fall.«

»Irgendwie schlägst du aus der Art, Brüderchen.«

»Mag sein, aber ich finde es gut so, daß nicht alle so denken wie du. Manchen Spaß mache ich mit, auch den mit dem Film, aber was zuviel ist, das ist zuviel.«

»Hau ab.«

»Das tue ich auch.«

Ralph drehte sich nicht um. Er hörte nur noch, wie sein Bruder die Tür ins Schloß schlug.

»Mensch, ist das eine Jammergestalt«, murmelte er und schaute auf seine Uhr.

In einer halben Stunde würden sich die anderen zum Essen versammeln. Ihm sollte es recht sein. Er hatte keinen Hunger. Seit ihm

der Polizist begegnet war, steckte ihm ein Kloß im Hals. Sollten die anderen das Essen hineinschlingen.

Ralph warf sich aufs Bett. Aus der Hosentasche holte er eine zerknautsche Zigarettenpackung und zündete sich eine an. Als ihm jedoch die Asche auf das Kinn fiel, fuhr er hoch, spie die Zigarette aus und trat mit dem Absatz auf sie. Im Teppich hinterließ er einen Brandflecken.

»Ich komme!«

Mitten in der Bewegung zuckte Ralph Sorvino zusammen. Er hatte plötzlich eine Stimme gehört.

Sorvino lauschte.

»Ich komme…«

Sie klang flüsternd, trotzdem deutlich, und er hatte sehr wohl den drohenden Unterton vernommen.

Sorvino versteifte sich. Wollte ihn da einer auf den Arm nehmen?

Wenn ja, konnte der was erleben. Er haßte es nämlich, wenn man ihn auf diese Art und Weise angriff, bei anderen machte es ihm nichts aus, da war er sowieso derjenige, der die Mitschüler anstiftete, doch selbst konnte er keinen Spaß vertragen.

»He, was soll das?«

Keiner antwortete.

»Idiot«, sagte er. »Wo steckst du, Gary? Los, gib Antwort, ich will dich hören.«

Kichern!

So hämisch, so siegessicher, daß selbst der abgebrühte Ralph ein komisches Gefühl bekam. Er konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Er stand auf. Im Zimmer brannte kein Licht, deshalb drehte er sich im Kreis und seine Blicke tasteten jeden Winkel des Raumes ab.

Wo steckte der Kerl, der ihn da auf den Arm nehmen wollte?

Nichts zu sehen.

Und doch hatte er die Stimme gehört.

Das mußte Gary sein, der ihn da auf den Arm nehmen wollte.

Wahrscheinlich stand er vor der Tür und sprach durch das Schlüsselloch, damit es sich gefährlich anhörte.

Der würde sich wundern.

Auf Zehenspitzen schlich Ralph durch das Zimmer und steuerte dabei die Tür an.

Als er sie erreicht hatte, wartete er einen Augenblick, legte die Hand auf die Klinke, drückte sie langsam nach unten und riß die Tür dann mit einem Ruck auf.

Der Gang war leer!

Niemand lauerte dort. Keine Spur von seinem Bruder oder von einem anderen aus der Gruppe.

»Verrückt!« zischte er durch die Zähne. »Dabei hätte ich schwören können, daß…«
Er sprach nicht mehr weiter, war aber wegen des Vorfalls ziemlich wütend. Er zog die Tür wieder zu. Heftig fiel sie ins Schloß, und Ralph drehte sich um.
Stocksteif blieb er stehen.
Direkt vor dem Bett stand jemand!

***

Es war eine Szene, mit der ich überhaupt, nicht gerechnet hatte. Ich hatte angenommen, Suko wäre im Bett, um so überraschter war ich, als ich ihn am Boden liegen sah und die gräßliche Gestalt mit dem Messer daneben.
»John!« krächzte der Chinese.
Ein Gutes hatte mein Auftauchen.
Der andere ließ von Suko ab, glitt zur Seite und stand auf.
Mir gelang es, die Beretta zu ziehen. Bevor ich auf ihn anlegen konnte, geschah es. Die zweite Überraschung war wesentlich schlimmer, als die erste.
Sie kam von der Decke und überraschte mich, wie selten zuvor etwas in meinem Leben.
Ich hörte noch das Knirschen, wollte den Kopf heben, schaffte es auch, nur sehen konnte ich nichts.
Ein gewaltiger Blutstrahl schoß mir ins Gesicht. Ich bekam die Augen nicht schnell genug zu, konnte auf einmal nichts mehr sehen, warf mich aber instinktiv zur Seite, damit ich auf meinem Standplatz kein Ziel mehr für einen Messerwurf bot.
Ich rollte mich über die Schulter ab und hörte, wie weiteres Blut zu Boden klatschte.
Dazwischen vernahm ich das Lachen und Kreischen und verstand auch die Worte.
»Das Blutschloß holt sich seine Opfer. Die Rache der Toten erfüllt sich.«
Ich lag auf dem Boden und wischte mir das klebrige Zeug aus den Augen. Durch einen roten Schleier konnte ich meinen Gegner nur in Umrissen ausmachen, und er bewegte sich. Wie ein Schatten huschte er auf die Tür zu, die noch offenstand.
»Die Rache der Toten!« schrie er zum Abschluß. »Sie trifft jeden!«
Ein grausames Gelächter folgte seinen Worten, und ich sah noch, daß selbst er blutüberströmt war.
Dann war er verschwunden!
Ich kam auf die Füße, jagte zur Tür und riß sie auf.
Leer lag der Gang vor mir.
Nach rechts und links schaute ich, doch da war niemand. Trotzdem

gab ich die Suche nicht auf.
Hier befanden sich mehrere Zimmer. Jede Tür riß ich auf, machte überall Licht, schaute in die zum Teil sehr großen Räume hinein, doch von dem Unheimlichen entdeckte ich nicht einen Zipfel. Er schien sich buchstäblich in Luft aufgelöst zu haben. Daß er sich ganz in der Nähe befand, bemerkte ich nicht. Auch ein Geisterjäger ist nicht allwissend. Ich ging wieder zurück. Schließlich mußte ich mich um Suko kümmern.
Der Chinese lag stöhnend am Boden. Sein Gesicht war verzerrt. Er mußte Schmerzen haben. Und er lag inmitten eines roten Sees. Auch ich sah nicht anders aus, meine Kleidung war blutbespritzt. Mit dem Taschentuch reinigte ich erst Sukos, dann mein Gesicht notdürftig.
»Das war im letzten Augenblick, John!« keuchte er. »Verdammt, dieser Hundesohn hätte mich umgebracht.«
»Wo kam er her?«
»Er lag unter dem Bett und hätte mich erstochen, wenn ich nicht früh genug aufmerksam geworden wäre. In diesem Schloß stimmt einiges nicht.«
»Das Gefühl habe ich auch.«
»Was machen wir?«
»Leider ist er entkommen, aber ich werde dich erst einmal aufs Bett legen.«
Suko wollte sich allein aufrichten. Er hatte seine Schwierigkeiten.
Ich half ihm.
Endlich saß er, kam auch mit meiner Hilfe auf die Beine und torkelte zum Bett, wo er sich hinfallen ließ und dabei stöhnte. »Wenn doch mein Schädel in Ordnung wäre«, schimpfte er. »Ich drehe hier noch durch, dieses verdammte Liegen.«
»Laß nur, ich hole mir den schon.«
»Woher weißt du eigentlich, daß er allein ist?«
»Davon habe ich nichts gesagt.«
»Dann denk daran, daß noch mehr von seiner Sorte hier herumgeistern können. Das ganze Schloß scheint mir verflucht zu sein, und wir wissen nichts davon.«
»Ja, es soll ein Spukschloß sein. Mrs. Frominghton berichtete mir davon. Die Grundmauern sind mit dem Blut unschuldiger Menschen errichtet worden.«
»Deshalb also…«
Ich schaute auf die riesige Lache. »Aber welches Ereignis hat dies ausgelöst?«
»Keine Ahnung, John. Ich kann nur raten.«
»Dann mal los.«
»Vielleicht die Magie des Dschinn. Sie muß dieses Schoß hier auch berührt haben. Das könnte der Aufhänger sein, meine ich jedenfalls.«

Da hatte mein Freund gar nicht so unrecht. Ich stimmte ihm sogar zu.
»Und jetzt?«
Ich schaute Suko an.
Er grinste leicht. »Ich weiß, was hinter deiner Stirn vorgeht. Aber du kannst mich ruhig hier allein lassen. Ich komme schon zurecht. Diesmal lasse ich mich nicht überraschen. Da zeige ich ihnen die Zähne, darauf kannst du dich verlassen.«
So überzeugt war ich nicht, aber ich mußte an die Jugendlichen und Kinder denken. Eines dieser Monsterwesen reichte schon, wenn noch mehr davon im Schloß herumgeisterten, wuchs die Gefahr ins Unermeßliche. Das machte mir Angst.
»Okay, Suko«, sagte ich. »Du sollst deinen Willen haben. Gerne gehe ich nicht.«
»Ist klar.« Er lächelte wieder. Das Blut auf seinem Gesicht ließ es zu einer schaurigen Fratze werden.
Ich verließ das Zimmer. Man könnte schwermütig werden. Der Dschinn hatte uns einen guten Zeugen entrissen, wir waren dabei in einen mörderischen Tornado geraten, hatten ihn überstanden und waren froh gewesen, auf die netten Menschen zu stoßen. Und jetzt saß ich wieder mitten in einem Fall, der im wahrsten Sinne des Wortes sehr, sehr blutig war.
Als ich an einem Spiegel vorbeikam, blieb ich stehen. Wie sah ich aus? Schlimm, sehr schlimm sogar. Über und über war ich mit Blut bedeckt. Wenn die anderen mich so sahen, würden sie durchdrehen, und einen zweiten Anzug hatte ich nicht mit.
Am besten war es, wenn ich mit Mrs. Frominghton sprach und ihr einiges erklärte. Hoffentlich verstand sie mich und drehte nicht selbst durch.
Die Jugendlichen hatten ihre Zimmer ein Stockwerk tiefer. Ich hörte ihre Stimmen. Sie lachten und scherzten. Bisher schien niemand von ihnen etwas bemerkt zu haben. Das war gut so, vielleicht konnte ich das oder die Wesen stoppen, bevor sie noch weiteres Unheil anrichteten.
Das war ein Trugschluß, wie mir zwei Sekunden später beigebracht wurde.
Ich hörte einen gellenden Schrei. Und dann die sich überschlagende Stimme.
»Ralphiiii…!«

***

Ralph Sorvino erlebte am eigenen Leib, wie es war, einmal selbst als Zielscheibe im Mittelpunkt zu stehen. Und er sah sich einer Gestalt gegenüber, die aus einem Alptraum entsprungen sein konnte. Sie mußte aus der Wand gekommen sein, denn links von ihm gab es einen

Riß in der Mauer, aus dem Blut sickerte und auf der Fläche ein makabres Muster hinterließ.

Ralph hielt den Atem an. Er war unfähig, etwas zu sagen, denn die Gestalt vor ihm erinnerte ihn an eine halb verweste Leiche. Trotz der über dem Gesicht sitzenden Kapuze hingen noch Fleischreste im Gesicht des Wesens. An manchen Stellen allerdings schimmerten die blanken Knochen durch. Sie leuchteten gelblich weiß, und die Augen lagen tief in den Höhlen. Die Hände und einen Teil der Arme hatte die Gestalt in den weiten Ärmeln der Kutte verborgen. Sie stand dort wie ein Mönch, der lange im Grab gelegen hatte und durch ein folgenschweres Ereignis aus der feuchten Erde geholt worden war.

Ein grausames Wesen.

Und Ralph Sorvino wußte, daß dies kein Scherz war, denn so konnte sich niemand verkleiden. Hinzu kam das Blut, das aus der Wand drang. Dieses Rinnsal war kaum zu stoppen. Auf dem Boden breitete sich die Lache immer weiter aus.

Noch hatte sich der Unheimliche nicht bewegt. Er starrte Ralph nur an.

Leer war sein Blick. Leer und kalt, aber der Junge spürte, daß der andere doch etwas von ihm wollte.

Seinen Tod!

Und er bewies es in den nächsten Sekunden, denn er bewegte seine Arme seitlich voneinander weg, so daß die Hände aus den Kuttenärmeln rutschten und Ralph sie sehen konnte.

Die linke Hand war leer.

Die rechte nicht.

Ralph sah nicht nur die knochigen Finger mit den langen Nägeln, sondern auch das Messer, das diese Hand umklammert hielt. Eine gefährliche Klinge, an deren Spitze noch ein dicker Blutstropfen hing.

Ralph Sorvino begann zu zittern. Seine Schnoddrigkeit war wie weggeblasen. Jetzt hatte er nur noch Angst.

Ja, die große Angst vor dem Tod. Denn die Gestalt vor ihm sah aus, als würde sie keine Gnade kennen.

»Was… was willst du?« flüsterte der Junge. Dabei kannte er seine eigene Stimme kaum noch wieder.

»Du mußt büßen!« Dumpf drang die Stimme unter der Kapuze hervor. Und auch drohend.

»Wofür muß ich büßen? Ich… ich habe dir doch nichts getan. Ich will nichts von dir.«

»Für die Taten der Alten!«

»Aber ich…«

Der Unheimliche kam vor. Sein Gesicht bewegte sich dabei, und Ralph hatte das Gefühl, als würde er grinsen.

Eine widerliche Aura streifte ihn. Es roch nach Grab, feuchter Erde

und Verwesung. Das hier war ein auferstandener Toter. Er mußte in den Mauern gehaust haben, und die alten Warnungen fielen Ralph wieder ein.

Man hatte von einem Leichenschloß gesprochen, von einem Spukschloß, doch sie hatten nur gelacht.

Jetzt war es zu spät, um noch etwas zu bereuen.

Hilfe! Er mußte Hilfe holen. Wenn er schrie, kamen vielleicht die anderen.

Diese Gedanken bewegten sich im Hirn des Jungen. Und er öffnete den Mund zu einem Schrei.

Nicht einmal halb bekam er ihn hervor.

Der Unheimliche schleuderte das Messer!

Ein flirrender Reflex, ein dumpfer Aufprall, ein Röcheln und Ralph Sorvino wankte zurück. Sein Blick senkte sich und fiel auf den Griff, der aus seiner Brust ragte.

Dann legte sich ein Schleier vor seine Augen. Er merkte nur noch, wie seine Knie nachgaben. Daß er zu Boden fiel, spürte er schon nicht mehr, da war er bereits tot…

***

Natürlich machte sich Gary Vorwürfe. Aber es ging nun mal nicht anders. Ralph versuchte immer, den großen Mann zu spielen, dabei übersah er, daß es auch für ihn Grenzen gab und daß der Vater nicht alles decken konnte und würde.

Gary war nicht zu den anderen gegangen, sondern hatte sich auf der Toilette am Ende des Ganges eingeschlossen. Hier befand sich auch die kleine Duschkabine. Man hatte den Raum nachträglich geschaffen, von einem großen abgetrennt und die Wände mit gelben Fliesen belegt. Gary wußte selbst, daß er bei den anderen auch nicht gerade beliebt war, eben weil er zu Ralph gehörte. Deshalb war es sinnlos, daß er sich mit seinem Bruder stritt. Hinterher hatte er überhaupt keine Freunde mehr, und das wollte er auch nicht.

Gary faßte einen Entschluß, als er Wasser in sein Gesicht laufen ließ. Er wollte zurückgehen und vor dem Essen noch einmal mit Ralph reden. Eine Viertelstunde hatte er noch Zeit, vielleicht ließ sich der andere überzeugen.

Er schloß auf und betrat den Gang, der leer vor ihm lag. Die anderen waren in ihrem Zimmer.

Zwei Räume weiter wurde die Tür geöffnet. Der rothaarige Jack streckte seinen Kopf durch den Spalt, sah Gary und zeigte ihm die Zunge. Jack war der Jüngste, er wurde in zwei Tagen erst 12 und war immer zu Dummheiten aufgelegt, aber zu keinen bösartigen Streichen, wie man sie von Ralph gewöhnt war.

Die Tür wurde schnell wieder geschlossen. Jack verschwand.

Gary aber blieb vor dem gemeinsamen Zimmer stehen.
»He, Ralph!« rief er. »Ich komme, um mit dir zu reden.«
Gary bekam keine Antwort.
»Bist du sauer?«
Wieder meldete sich Ralph nicht.
Sein Bruder kannte das Spiel. Wenn Ralph einmal brummte, dann dauerte es seine Zeit, bis er wieder normal wurde. »He, ich stehe auch voll auf deiner Seite.«
Als Ralph sich daraufhin wieder nicht rührte, war Gary es leid und öffnete die Tür.
Er schaute ins Zimmer.
Angst, Grauen und Entsetzen packten den Jungen.
Er sah seinen Bruder am Boden liegen. Ein Messer steckte in seiner Brust. Und über ihm gebeugt stand ein schreckliches Wesen, das sich halb gebückt und den Arm ausgestreckt hatte, um das Messer wieder an sich zu nehmen.
Jetzt wurde es gestört.
Der Unheimliche hob den Kopf. Deutlich erkannte Gary das halbverweste Gesicht und das tückische Grinsen.
Da drehte er durch.
Bevor die Gestalt noch etwas unternehmen konnte, machte er auf dem Absatz kehrt und verschwand durch die Tür. Erst auf dem Gang brach sich das Entsetzen freie Bahn.
Mit sich überschlagender Stimme schrie er den Namen seines Bruders…

***

Mit wilden Sprüngen jagte ich die Treppenstufen hinunter. Mir war es jetzt egal, ob man mich sah, und es interessierte mich auch nicht, daß ich wie eine Horror-Gestalt wirkte, jetzt kam es darauf an, Unheil zu verhüten.
Falls es nicht schon dazu zu spät war.
Natürlich hatte nicht nur ich den Schrei vernommen. Als ich dort eintraf, wo die Halbwüchsigen ihre Zimmer hatten, waren zahlreiche Türen geöffnet, und die Mitglieder der Jugendgruppe standen auf dem Gang. Entsetzt, sprachlos.
Gary Sorvino entdeckte ich sofort. Er lehnte an der Wand, hatte die Hände hochgerissen und schrie.
Schauer jagten über meinen Rücken. Von unten her hörte ich Schritte und die aufgeregten Stimmen der Betreuer. Ich stieß zwei Jugendliche zur Seite und schlug Gary ins Gesicht.
»Was ist geschehen?«
Sein Schreien verstummte. Da ich keine Antwort bekam, rüttelte ich ihn durch. »Was war los?«

»Ralphie…«

Ich drehte mich. Die Kinder erschraken, als sie meine blutüberströmte Gestalt sahen. Einige rannten schreiend und fluchtartig weg. Einen größeren Jungen bekam ich zu packen. »Wo schlafen die beiden Sorvinos?«

»Am… am Ende …«

Ich spurtete hin und riß die Tür auf, die fast ins Schloß gefallen wäre.

Da sah ich ihn.

Auf dem Rücken lag Ralph. Blutüberströmt war seine Brust, und blicklose Augen starrten gegen die Decke.

Jemand hatte ein blutjunges Leben eiskalt ausgelöscht. In mir stieg ein ungeheurer Zorn hoch. Ich stöhnte vor Wut auf, aber auch vor Hilflosigkeit. Mein Blick flog durch das Zimmer.

Ich sah ihn verschwinden. Die Gestalt verschmolz in der Mauer und drehte noch den Kopf, um mich anzusehen. Dabei erkannte ich auch das Messer mit der blutigen Klinge.

Sofort riß ich die Beretta hervor und feuerte. Zu spät, die Wand hatte sich wieder geschlossen, und der unheimliche Mörder war verschwunden.

Ich ging auf den Toten zu, beugte mich über ihn und drückte ihm die Augen zu.

Ralph Sorvino war nicht zu helfen. Ein Monster hatte ihn getötet.

Ich war zu spät gekommen.

»Was ist hier los? Wer hat geschossen?« Zwei Fragen auf einmal, die Mrs. Frominghton stellte.

Ich drehte mich um.

Sie stand in der Tür, blaß im Gesicht, sah mich und fing an zu schreien. Diesen, meinen Anblick, konnte auch eine Frau wie sie nicht verkraften.

Ich lief an ihr vorbei und knallte die Tür zu. Es hörte sich an wie ein Pistolenschuß, und irgendwie hatte er auch eine Wirkung auf die Frau, denn sie verstummte.

Tief atmete ich durch.

Mrs. Frominghton hatte sich zur Seite gedreht. Sie schluchzte. Ihr Rücken zuckte dabei. Ich ließ sie einige Sekunden in Ruhe, wobei ich mir die Wand anschaute.

Sie hatte sich wieder geschlossen – und zwar fugenlos. Nichts wies darauf hin, welch ein Monstrum noch vor wenigen Augenblicken aus ihr gekommen war.

Mrs. Frominghton zog die Nase hoch und hob auch das Gesicht, um mich anschauen zu können. »Darf ich Sie etwas fragen, Mr. Sinclair?«

»Bitte«, antwortete ich kratzig.

»Warum ist er gestorben?«

Eine schwere Frage, auf die ich leider keine Antwort wußte. Ich hob die Schultern.

»Er war doch noch so jung, mein Gott…«

Da sprach sie mir aus der Seele. Aber darauf nahmen Dämonen keine Rücksicht. Dieses verdammte Schloß steckte voller Tücken. Es war ein Ort des Schreckens, des absoluten Grauens, wie mir mit drastischer Deutlichkeit vor Augen geführt worden war.

Motive? Wo sollte ich sie finden? Ich konnte es nur auf die Magie des Dschinn schieben, die das Schloß gestreift und dabei das eingemauerte Grauen geweckt hatte.

Eine schreckliche Zukunftsaussicht, und die Halbwüchsigen waren in dieses Karussell des Schreckens hineingeraten.

Ich faßte Mrs. Frominghton sanft am Arm und führte sie zu einem Sessel. Dort ließ sie sich nieder, wobei sie den Kopf drehte, um den Toten nicht anschauen zu müssen.

Ich fand eine Decke und breitete sie über die Gestalt. Da es still war, vernahm ich vor der Tür das Flüstern der Stimmen. Die Jugendlichen wollten natürlich wissen, was geschehen war.

»Jemand muß sich um Gary kümmern«, sagte ich.

Mrs. Frominghton nickte. »Das sollen Billy und Cathy machen.«

»Okay, ich sage es ihnen.«

Beide Betreuer fanden sich auf dem Flur. Sie waren schon bei dem weinenden Gary.

Ängstlich wichen die Halbwüchsigen vor mir zurück. Sie schienen mich für den Mörder zu halten. Kein Wunder, so wie ich aussah. Auch Billy Elting und Cathy Barker waren entsetzt, als sie mich sahen.

Ich beruhigte sie mit ein paar Worten. »Wer kümmert sich um den Jungen?« fragte ich dann.

Cathy wollte das übernehmen.

Ich war ihr dankbar und bat Billy Elting, mitzukommen.

Er zögerte. »Wohin?«

»In das Zimmer der Brüder. Dort wartet auch Mrs. Frominghton. Aber erschrecken Sie nicht.«

»Natürlich, Sir.«

Wir betraten den Raum. Der junge Betreuer schaute krampfhaft zur Seite. Obwohl der Tote abgedeckt war, wollte er ihn nicht sehen.

Dafür sah er die Blutlache auf dem Boden.

»Mein Gott«, ächzte er, »wie bei mir.«

Ich zuckte herum. »Wie meinen Sie das, Billy?«

»In der Nacht. Da… da kam auch Blut aus dem Gemäuer. Und auch heute nach dem Frühstück. Cathy kann es bezeugen, sie hat das gleiche erlebt, nur hat uns niemand geglaubt.« Dabei deutete er auf Mrs. Frominghton.

»Stimmt das?« fragte ich.

»Ja, das stimmt. Aber Sie hätten an meiner Stelle auch nicht anders gehandelt, Mr. Sinclair. Vor allen Dingen nicht, wenn Ihnen das jemand mit einer solchen Vergangenheit erzählt hätte wie…«

»Sie haben etwas auf dem Kerbholz?« forschte ich und schaute Billy dabei scharf an.

»Nein, nicht. Ich habe mal gehascht, aber das ist vorbei. Jetzt bin ich in der Sozialarbeit tätig und versuche, die Jugendlichen zu überzeugen, wie schlecht es ist, wenn sie Rauschgift nehmen.«

Ich nickte. »Das ist doch eine gute Sache.«

»Aber manchmal hält man mir die Vergangenheit vor. Besonders die ältere Generation kann es nicht begreifen. Zudem befinde ich mich noch in der Probezeit.«

»Okay«, sagte ich, »vergessen wir das mal. Ich möchte wissen, was Sie in der vergangenen Nacht erlebt haben.«

Er berichtete. Seine Stimme klang dabei leise und auch stockend.

Er wurde noch im Nachhinein von Gefühlen überschüttet, die Angst stand deutlich in seinem Gesicht geschrieben.

Ich hörte genau zu. Im Gegensatz zu Mrs. Frominghton glaubte ich ihm jedes Wort. Einen makabren Beweis hatte man uns leider geliefert. Und er sprach auch von Cathy Barker, die ähnliches erlebt hatte wie er. »Ich weiß mir keinen Rat, Sir. Wie kann so etwas nur kommen?«

»Darüber brauchen wir beide uns jetzt nicht den Kopf zu zerbrechen. Wichtig ist nur, daß wir weiteres Unheil verhindern. Und zwar mit allen Mitteln.«

»Sollen wir die Polizei rufen?« fragte Mrs. Frominghton.

Ich trat ans Fenster. Die Sonne war gesunken. Wie mit langen Fingern griff die Dämmerung bereits nach dem Tag, um ihn wegzuschieben. Draußen lag eine fast heile Welt, und hier im Schloß erlebten wir das absolute Grauen.

Ich wollte dafür sorgen, daß die Kinder aus dem Schloß verschwanden. Das sagte ich auch Mrs. Frominghton.

»Und wo sollen wir hin?«

»Gehen Sie nach Faversham. Dort müssen Sie in einem Hotel Unterschlupf finden. Auf keinen Fall können Sie hierbleiben. Das geht nicht, die Gefahr wäre zu groß für Sie und die Jugendlichen.«

»Aber die Polizei…«

»Die lassen wir vorerst aus dem Spiel.«

»Wollen Sie allein…«

Ich ließ sie abermals nicht ausreden. »Ja, Mrs. Frominghton. Ich werde den Kampf allein aufnehmen. Aber keine Sorge, ich bin so etwas gewohnt. Es ist nicht das erste Mal, daß ich mich mit Spukgestalten oder ähnlichem Zeug herumschlagen muß.«

»Wenn Sie meinen.« Sie stand auf. In der Nähe befand sich ein

Lichtschalter. Warum sie ihn drehen wollte, wußte ich auch nicht, auf jeden Fall funktionierte das Licht nicht.

Mrs. Frominghton erschrak, und sie zog die Hand so heftig zurück, als wäre der Schalter glühendheiß.

»Kein Strom da«, sagte sie.

Das hatte uns noch gefehlt. Ich drängte, die Kinder aus dem Schloß zu bekommen.

»Wir gehen gemeinsam auf den Gang«, schlug ich vor, »und reden auch mit ihnen.«

Mrs. Frominghton nickte. Sie war froh, daß es jemand gab, der sie entlastete.

***

Obwohl Harvey Ollik und die beiden Frauen des Personals sich ziemlich weit vom eigentlichen Tatort entfernt befanden, hörten auch sie die Schreie.

»Was ist denn da los?« fragte Linda, die Küchenhilfe mit den pummeligen Formen.

Ollik winkte ab. »Die streiten sich bestimmt wieder. Ich hätte das auch nicht gemacht.«

»Was?« fragte die andere Frau. Sie war schon älter und trug seltsamerweise immer Zöpfe. Sie stammte aus Norwegen und hörte auf den Namen Ingrid.

»Wenn ich der alte Graf gewesen wäre, dann hätte ich das Schloß nicht verlassen.«

»Er wird wohl seine Gründe gehabt haben. Denk doch nur daran, was man so spricht.«

»Ich habe noch keinen Spuk hier gesehen«, sagte Ollik unwillig.

»Aber gehört«, flüsterte Linda. »Nachts, wenn ich allein im Bett liege und nicht einschlafen kann.«

»Dann kann ich dich ja mal besuchen kommen, und wir können gemeinsam hören«, grinste Harvey.

»Das sieht dir Lüstling ähnlich«, mischte sich Ingrid ein. Dabei schüttelte sie den Kopf, daß ihre Zöpfe flogen. »Du weißt genau, wo du hingehörst. Und jetzt nimm die Tabletts und stelle sie auf den Tisch. Die Kinder haben Hunger.«

»Aye, aye, Sir!« Ollik grinste. Er kannte den Ton der resoluten Ingrid. Sie meinte es meist nicht so. Die beiden großen Tabletts stellte er auf den Wagen. Es gab an diesem Abend eine kräftige Tomatensuppe, danach Eier, Brot und frischen Salat. Letzteren bereiteten die beiden Frauen noch vor.

Ollik fuhr von der Küche in den Rittersaal. Man hatte die Wand aufgestemmt, um einen Durchlaß zu haben, der Rittersaal lag neben der Halle, und die Tür stand offen.

Die Teller, Tassen und das Besteck klapperten, als Harvey Ollik den Wagen vor sich herschob. Dieses Geräusch wurde von den Halbwüchsigen gehört. Die mit dem größten Hunger rannten dann bereits die Treppe hinunter.

Diesmal jedoch kam niemand, was Ollik sehr wunderte. Nach dem Marsch mußten sie doch regelrecht ausgehungert sein.

»Dann eben nicht«, murmelte er und blieb neben dem langen Tisch stehen, an dem angeblich schon die Ritter getafelt hatten.

Mit der Ruhe eines Mannes, der seiner Aufgabe voll gewachsen war, begann er, den Tisch zu decken.

Er stellte die Teller auf, das übrige Geschirr ebenfalls und vergaß auch die Bestecke nicht. Dabei pfiff er ein altes Volkslied, denn Ollik war ein Folklore-Fan.

Er hatte die erste Strophe noch nicht beendet, als etwas auf seine linke Schulter klatschte.

Augenblicklich verstummte das Pfeifen. Ollik wunderte sich und drehte den Kopf.

Zuerst hatte er an einen Wassertropfen gedacht, doch als er jetzt zur Seite schielte, da sah er, was wirklich auf seine Schulter gefallen war.

Blut!

Ein dicker, zäher, klebriger Tropfen, der von oben heruntergefallen sein mußte.

Ollik zog den Kopf ein. Er schüttelte sich plötzlich. Eigentlich wollte er nicht daran glauben, daß Blut auf seine Schulter gefallen war, er dachte mehr an rote Farbe, und während er noch über das Phänomen nachgrübelte, fiel der zweite Tropfen.

Diesmal auf seine rechte Hand, die dicht über einem schon aufgestellten Teller lag.

Sofort breitete sich der Tropfen aus und rann rechts und links des Handrückens nach unten.

Nun hatte er keinen Zweifel mehr. Das war Blut. Aber wo kam es her? Ollik schielte hoch zur Decke. Seine Augen weiteten sich. Dort hing – und das war keine Täuschung – inmitten des schaurigen Kolossalgemäldes ein dicker Blutstropfen, der ihm vorkam wie ein dunkelroter, poröser Schwamm, von dem sich bereits der nächste Tropfen löste und nach unten fiel.

Ollik sprang zurück. Der Schrei erstickte auf seinen Lippen. Gebannt verfolgte er den Fall des Tropfens, der auf einen der weißen Teller klatschte und sich ausbreitete, wobei er aussah, als hätte jemand Ketchup daraufgekippt.

Wäre Harvey Ollik jetzt geflohen, hätte für ihn noch alles gut ausgehen können, so aber blieb er und lief dem Tod in die Arme.

Er wollte weitersehen, ob das gesamte Blut von der Decke fallen würde, als diese sich plötzlich öffnete.

Lautlos geschah dies. Auf einmal war ein Loch entstanden, durch das Ollik ein gräßliches, blutüberströmtes Gesicht anstarrte. Aber nicht nur ein Gesicht, sondern auch eine Schulter und einen Arm, sowie eine Hand bekam er zu sehen.

Die Klaue hielt ein Messer.

»Nein!« flüsterte er. »Nein…«

Zu spät!

Die Gestalt fiel bereits nach unten. Sie hatte sich abgestoßen und sprang.

Ollik sah sie fallen. Sie kam mit der Wucht einer Bombe und fiel genau auf den Tisch.

Den nächsten Vorgang erlebte der schreckensbleiche Hausmeister wie in einem Zeitlupenfilm. Der Tisch hielt den Aufprall aus, aber nicht das Geschirr. Teller und Tassen wurden hochgehoben, fielen zu Boden, die Schüssel zerbrach, und Ollik sah sich inmitten eines Infernos von Scherben und zerspringendem Porzellan.

Auch die Gestalt wurde noch einmal hochgeworfen, rollte sich herum und gleichzeitig vom Tisch, wobei sie noch ein paar Teller mitnahm, die auf dem Steinboden zerklirrten.

Der Unheimliche kam wieder auf die Füße.

Dabei stieß er ein drohendes Knurren aus. Sein blutbeschmiertes Gesicht war eine Fratze des Grauens, als er um den langen Tisch herumging und auf Harvey Ollik zukam.

Der Hausmeister bekam es mit der Angst zu tun.

Er wollte weg, war die ersten Sekunden jedoch wie gelähmt, weil ihm der Anblick des Unheimlichen einen schlimmen Schock versetzt hatte.

Die Gestalt fletschte die Zähne.

Schaurig sah sie aus, ein drohendes Knurren drang aus dem Maul, begleitet wurde es von einem hämischen Kichern.

Siegessicher und mordlüstern…

Dann war da noch das Messer.

Ollik duckte sich, als der andere es schleuderte. Viel zu spät. Die Klinge traf ihn hoch in die Brust, und der Hausmeister spürte den scharfen beißenden Schmerz, der ihm fast die Besinnung raubte.

Langsam kippte er nach hinten und sah, wie das Gesicht des Monsters zerfloß und zu einer blutigroten Masse wurde, bevor die Schatten des Todes Olliks Gesichtsfeld zudeckten.

Tot fiel er zu Boden.

Der Unhold hatte sein Ziel erreicht. Geduckt stand er da und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. Von oben her hörte er Stimmen und auch Schritte.

Durch beides ließ er sich nicht von seiner makabren Arbeit abhalten. Er schritt auf den Toten zu, hob ihn mit erstaunlicher Kraft hoch und

wuchtete ihn auf den Tisch, wo er ihn zwischen den Scherben und den restlichen heil gebliebenen Tellern kurzerhand liegenließ.

Dann rieb er sich die Hände, bevor er das Messer aus der Brust zog. Seine Augen wirkten wie kleine glühende Steine. Er und sein Freund hatten sich gezeigt. Zwei Opfer hatten sie bereits gefunden, aber es sollten mehr werden.

Sie wollten, daß alle starben.

Dann vernahm er Schritte. Sie kamen die Treppe herab. Der Unhold zog sich zurück und stellte sich so hin, daß ihn die anderen nicht sehen konnten.

Dann wartete er hinter einem Vorhang…

***

Als wir das Zimmer verließen, standen sämtliche Jugendliche zusammen auf dem Gang. Sie erinnerten mich in ihrer Furcht an eine Horde Schafe, die sich bei einem Gewitter zusammengedrängt hatten. Einige weinten, andere bekamen vor lauter Entsetzen keinen Ton heraus.

Cathy kümmerte sich um Gary Sorvino. Sie hatte ihn an sich gedrückt, der Junge war mit seinen Nerven am Ende.

Ich überließ Mrs. Frominghton das Wort. Sie würde sich besser verständlich machen können, und sie begann auch sehr bald mit ihrer kurzen Rede.

»Es sind sehr schlimme Ereignisse eingetreten, meine lieben Freunde, die uns veranlaßt haben, das Schloß zu verlassen. Wir können nicht mehr hierbleiben und werden nach Faversham gehen und dort versuchen, die Nacht in einem Hotel zu verbringen. Ich selbst werde noch heute abend eure Eltern benachrichtigen. Leider kann ich es von hier aus nicht machen, da Strom und Telefon ausgefallen sind. Oberinspektor Sinclair hat sich entschlossen, in dieser Burg zu bleiben. Er will mit dem grausamen Spuk aufräumen. Er selbst ist ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden, wie ihr an ihm erkennen könnt. Wenn ihr Fragen habt, so werde ich sie nicht beantworten. Ich bitte euch nur um eins. Reißt euch zusammen, bleibt beieinander, auch wenn wir gleich das Schloß verlassen haben, und dann bin ich sicher, daß alles gutgeht und uns keinerlei Gefahr mehr droht. Kann ich mich da auf euch verlassen?«

Die Kinder nickten.

»Danke. Auch Miß Cathy und Billy Elting werden dafür sorgen, daß euch nichts passiert. Wir stellen uns jetzt in einer Reihe auf und gehen hintereinander die Treppe hinunter, wobei Mr. Sinclair uns begleiten wird. Er ist ein sehr guter Polizist und sorgt für unseren Schutz. Auf ihn könnt ihr euch verlassen.«

Zahlreiche Augenpaare schauten mich vertrauensvoll an. Ich lächelte,

obwohl es schrecklich aussehen mußte mit meinem blutverschmierten Gesicht.

Mrs. Frominghton warf mir einen Blick zu. »Können wir dann gehen?« fragte sie.

Ich war einverstanden und nickte.

Die Halbwüchsigen stellten sich tatsächlich nebeneinander auf.

Sie hielten sich jeweils zu zweit an den Händen, so bekamen sie das Gefühl einer Geborgenheit, von der ich wußte, daß sie mehr als trügerisch war.

Einige weinten auch jetzt. Zwei Mädchen wollten nach Hause und riefen nach ihren Eltern.

Mir gingen ihre Stimmen durch und durch, aber ich konnte ihnen jetzt nicht helfen, sondern streichelte ihnen über das Haar und sagte leise: »Es wird schon alles wieder gut.«

»Wirklich, Mister?«

»Ja, das verspreche ich euch.«

Sie nickten.

Die Kinder schenkten mir Vertrauen. Ich hoffte stark, daß ich es auch erfüllen konnte.

Dann gingen wir.

Ich hatte die Führung übernommen und hielt meine Beretta schußbereit in der rechten Hand. Auch mein Kreuz hatte ich so zurechtgelegt, daß ich nur an der Kette zu ziehen brauchte, um es frei zu legen.

Die Zimmertüren standen auf, aber keine Gefahr lauerte in den Räumen, so daß wir ungestört bis an die nach unten führende Treppe gelangten.

Von dort her hörten wir das Klappern von Geschirr, und ich wandte mich an die neben mir gehende Mrs. Frominghton.

»Was ist das?«

»Ollik deckt den Tisch für das Abendbrot. Er… er weiß ja von nichts, Sir.«

»Ja, das stimmt.« Bevor wir hinuntergingen, warf ich noch einen Blick zurück.

Cathy Barker kümmerte sich nach wie vor um den jungen Gary Sorvino. Billy Elting machte den Schluß, so daß wir die Kinder und Jugendlichen zwischen uns hatten. Ich wollte, sie wären schon aus dem Schloß, denn ich hatte ein ungutes Gefühl, und auf meine Gefühle konnte ich mich normalerweise verlassen.

Wir gingen nach unten.

Unsere Schritte waren kaum zu hören, weil jeder versuchte, leise aufzutreten. Es war die Angst vor dem Unbekannten, die fast alle so handeln ließ.

Auch ich ging nicht so forsch wie sonst. Ich hatte die Lippen

aufeinandergepreßt und war gespannt. Gegessen, das wußte ich, wurde im Rittersaal. Er lag, wenn man von der Treppe kam, links der Schloßhalle und war auch nicht einsehbar, solange wir noch auf den Stufen standen. Erst unten in der Halle würden wir in den Rittersaal schauen können.

Dort hatte der Hausmeister also die lange Eßtafel aufgebaut. Mich wunderte allerdings, daß es so ruhig war. Zudem hätte er uns eigentlich hören müssen.

Ich sprach Mrs. Fromighton darauf an. Sie hob nur die mageren Schultern. »Da kann ich Ihnen auch keine Auskunft geben, Sir. Hier ist sowieso alles sonderbar und schrecklich geworden.«

Ich wollte doch auf Nummer Sicher gehen und blieb stehen, wobei ich mich an die Frau wandte. »Die Sache gefällt mir nicht, Mrs. Fromighton, deshalb schlage ich vor, daß Sie mit den Kindern erst einmal zurückbleiben. Ich schaue in der Halle und auch im Rittersaal nach, ob die Luft rein ist.«

Sie nickte.

Einen Teil der Halle hatte ich im Blickfeld, aber viel sehen konnte ich nicht. Durch den Stromausfall konnte ich auch kein Licht machen, und durch die Fenster fiel sowieso nur wenig Helligkeit, denn draußen war die Sonne bereits verschwunden. Ein großer Teil der Halle verschwamm in düsteren Schatten.

Nichts bewegte, oder rührte sich, als ich in der Halle stand. Ruhig lag der große Raum vor mir. Die Motive auf den Gemälden waren kaum zu erkennen, alte Möbelstücke wurden von den Schatten zugedeckt, die Vorhänge hingen bewegungslos rechts und links der Fenster und berührten mit ihren Säumen den Boden.

Unnatürlich kam mir die Stille vor. Ich hatte die Beretta gezogen, denn ich spürte, daß die Gefahr hier irgendwo lauerte. Von der Halle aus konnte man in den Rittersaal gehen. Die zweiflügelige Tür war auf der rechten Hälfte geschlossen. Die linke stand halboffen, so daß ich nur einen Ausschnitt des großen Saals erkennen konnte.

Dann hörte ich Schritte. Sie klangen hinter mir auf, und aus dem Dunkel der Halle löste sich eine Gestalt.

Es war eine Frau. Ich sah ihr blondes Haar und erkannte auch die zwei Zöpfe.

»Wir haben keinen Strom mehr«, sagte die Frau, »ich will…« Sie verstummte mitten im Satz und schaute mich an. »Wer sind Sie denn?« fragte sie.

»Mein Name ist John Sinclair, und ich möchte Sie bitten, wieder zurückzugehen.« Sie trug einen weißen Kittel, wahrscheinlich gehörte sie zum Küchenpersonal. Sie sah mir ziemlich resolut aus. Sicherlich stand mir eine Diskussion bevor, die ich auf keinen Fall brauchen konnte.

Da meldete sich Mrs. Fromighton. Sie war ein paar Stufen vorgegangen und rief von oben: »Bitte gehen Sie wieder zurück in die Küche, Ingrid.«

Die Frau drehte den Kopf. »Aber wir haben keinen Strom und außerdem muß ich nach Mr. Ollik sehen.«

»Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Bitte!«

Ingrid hob die wohlgerundeten Schultern, schaute mich noch einmal an und drehte sich um. Murmelnd verschwand sie im Hintergrund der Halle und war bald nicht mehr zu sehen.

Das ging noch einmal gut.

Ich winkte der Erzieherin zu und schritt weiter. In der Halle hielt mich nichts mehr. Hier schien alles normal zu sein. Von den Unheimlichen hatte ich nichts gesehen, was nicht heißen sollte, daß sie sich nicht in der Nähe befanden. Sie konnten sich ebensogut in den Wänden versteckt halten.

Und gerade die Mauern waren es, die für sie den Aufenthaltsort darstellten. Sie mußten mit den Mauern verbunden sein, wenn das stimmte, was man mir erzählt hatte. Vielleicht wären sie für alle Ewigkeiten eingemauert geblieben, wenn die Magie des Dschinn sie nicht gestreift und auch erweckt hätte.

Ich stand jetzt vor der Doppeltür. Mit dem Fuß drückte ich die linke Hälfte auf, die mir langsam entgegenschwang, so daß ich den Bauch einziehen mußten, um nicht gestreift zu werden.

Dann hatte ich freie Sicht.

Vor mir sah ich den langen Tisch. Eine Tafel, an der die Ritter gegessen und getrunken hatten.

Sicherlich konnte sie Geschichten erzählen. Geschichten von langen, durchzechten Nächten, von Feiern und Gelagen, bestimmt hatte sie viel erlebt. Und so alt sie auch war, das schlimmste jedoch erlebte sie in der Gegenwart, denn auf dem Tisch lag ein Toter…

***

Obwohl mich dieser Anblick schockte, traf er mich doch nicht überraschend. Ich hatte gewissermaßen damit gerechnet, als von dem Hausmeister keine Spur mehr zu sehen gewesen war. Die Leiche lag inmitten von zerbrochenem Geschirr und trotz der schlechten Sicht sah ich den dunklen Blutfleck auf seiner Brust.

Hier hatte der Unheimliche wieder zugeschlagen.

Langsam ging ich näher. Meine Schuhsohlen knirschten über Porzellanresten, zertraten sie, und die dabei entstehenden Geräusche trieben mir einen kalten Schauer über den Rücken.

Neben dem Toten blieb ich stehen. Erschrecken, Angst und Staunen standen noch auf seinem Gesicht. Ich las darin wie in einem Buch. Meine Hand fuhr zum Gesicht hoch, um die Augen zu schließen.

Da fiel der Tropfen von der Decke.

Bevor ich die Hand zurückziehen konnte, klatschte er auf die Haut. Ich schreckte zusammen, und mein Blick fiel nach oben, wo sich das Schlachtgemälde unter der Decke abzeichnete. Dort hatte der Maler wirklich alles getan, um die Schrecken eines Krieges abzubilden. Ich sah viel Blut. Das Schlimme daran war, daß es jetzt auch noch echtes Blut gab, das sich mit dem farbigen vermischte.

»Mr. Sinclair!«

Es war Mrs. Frominghton, die da gerufen hatte. Verständlich, denn sie wollte wissen, was passiert war. Den Anblick konnte ich ihr nicht ersparen, sie stand schon hinter mir, als ich mich umdrehte.

Obwohl sie den Toten noch nicht gesehen haben konnte, weil mein Körper ihn verdeckte, fragte sie: »Mr. Sinclair, Sie haben ihn gefunden, nicht wahr?«

Ich nickte.

»Kann ich ihn sehen?« Ihre Stimme zitterte.

»Es ist kein schöner Anblick…«

»Trotzdem.«

Da drehte ich mich zur Seite, und Mrs. Frominghton ging an mir vorbei. Nach zwei Schritten blieb sie stehen.

Ich schaute auf ihren Rücken und sah, wie die Schultern einsanken.

»Mein Gott!« flüsterte sie, »das kann doch nicht wahr sein. Das ist Wahnsinn…«

Bevor ich sie daran hindern konnte, lief sie vor und beugte sich über die Leiche. »Er hat niemand etwas getan!« schluchzte sie, »war immer der netteste Mensch. Ich begreife das alles nicht, Mr. Sinclair, ich kann es nicht verstehen!« Sie richtete sich wieder auf.

Wahrscheinlich hatte ich mich durch sie ablenken lasen. Als ich die Gefahr dann registrierte, war es zu spät, da befand sich das Messer bereits auf dem Weg und schlug mit einem dumpfen Geräusch in den Körper der Frau…

***

Zuerst sah ich nur ihr grenzenloses Erstaunen. Sie schaute mich an.

Klagend, bitter, vorwurfsvoll. Dann verzerrte sich ihr Gesicht. Der einsetzende Schmerz machte es zu einer Grimasse. Sie knickte nach links ein, ihre Hand erreichte die Tischplatte, und sie wollte sich abstützen. Dabei fiel ein noch heil gebliebener Teller zu Boden und zerbrach klirrend.

Plötzlich kippte sie um.

Ich war da und fing sie auf. Das Messer hatte sie schräg in die Brust getroffen. Vor ihren Lippen sprühte blasiger Schaum, der sich langsam rot färbte.

Mrs. Frominghton war nicht zu helfen. Ein letzter Blick traf mich.

Sie öffnete auch den Mund, als wollte sie etwas sagen, doch sie brachte kein Wort mehr über die Lippen, der Sensenmann war stärker und zog sie mit in sein dunkles, grauenvolles Reich.

Mir saß ein Kloß in der Kehle. Meine Gegner schlugen mit einer ungeheuren Brutalität zu. Sie nahmen keine Rücksicht, und ich hatte mich hinter den Tisch geduckt, um so etwas Deckung zu haben.

Der Mörder lauerte noch in diesem Raum, davon war ich fest überzeugt, und den Beweis hatte er mir ja auch geliefert.

Nur – wo steckte er?

Meine Blicke tasteten durch den Rittersaal. Viele Verstecke gab es nicht. Möbelstücke standen hier kaum, hinter mir ein großer Schrank, der einen Glasaufsatz besaß. Hinter den Scheiben sah ich kostbares Porzellan.

Der Schrank kam als Versteck für meinen Gegner nicht in Frage.

Wo konnte er sich dann aufhalten?

Ich holte tief Luft.

Eigentlich kamen nur die Vorhänge in Betracht. Ich schaute sie an.

Es waren vier an der Zahl. Jeweils zwei für ein Fenster. Sie waren breit und vor allen Dingen lang, so daß sie bis zum Boden reichten.

Bewegte sich dort nicht der Stoff? Schwangen die Falten nicht hin und her?

Es war schwer, so etwas feststellen zu können. Das Licht war zu schlecht, und es wurde noch mieser, je länger ich wartete.

Ich erhob mich, behielt die Vorhänge im Auge und blieb geduckt und mit schußbereiter Waffe stehen.

Wenn mein Gegner nur eine Waffe besaß, und davon konnte ich eigentlich ausgehen, dann war er jetzt waffenlos, denn sein Messer hatte er bereits geworfen.

Sollte ich es riskieren?

»Mrs. Frominghton?«

Ich hörte die Stimme der jungen Erzieherin und zuckte zusammen. Ausgerechnet jetzt rief sie nach ihr. Zudem vernahm ich auch Schritte, die sich näherten.

»Bleiben Sie zurück!« schrie ich. »Verdammt, bleiben sie, wo Sie sind!«

Die Schritte verstummten.

Das hätte mir noch gefehlt, wenn mir jetzt jemand ins Handwerk pfuschte, aus welchen Motiven auch immer.

»Verschwinden Sie wieder!« rief ich. »Gehen sie zurück!«

Ich aber lief vor. Die Vorhänge des linken Fensters waren mein Ziel, ich wollte es endlich wissen.

Ich riß sie zur Seite.

Nichts.

Beim zweiten das gleiche. Ich schaute nur gegen die Wand.

Blieb nur noch ein Fenster.
Wenn sich der Mörder versteckt hielt, dann nur dort. Darauf lauerte ich förmlich.
Meine Finger zerdrückten den schweren Stoff. In der rechten Hand hielt ich die Waffe. Ich war fest entschlossen, sofort zu schießen.
Nein, wieder hatte ich Pech.
Blieb noch einer.
Die Spannung steigerte sich, sie wurde auch bei mir fast unerträglich. Mit zwei Schritten überwand ich die Distanz zum nächsten Vorhang. Würde ich diesmal Glück haben?
Ich riß den Stoff zur Seite.
Ja, ich hatte Glück.
Vor mit stand der unheimliche Killer!

***

Suko konnte es in seinem Bett nicht mehr aushalten. Seine Schmerzen, seine Hilflosigkeit, und vor allem die schlimme Lage, in der er sich befand, setzten ihm zu.
Suko hatte sich wieder auf den Rücken gelegt. Minutenlang lag er still. Er konzentrierte sich.
Er bezeichnete es als innere Kraft, aber es war mehr, viel mehr.
Suko kannte Fakire und Gurus, denen es nichts ausmachte, sich auf ein Nagelbrett zu setzen, ohne daß sie Schmerz verspürten, weil sie ihre inneren Kräfte stärker hervorheben konnten. Die psychischen verdrängten die physischen.
Vielleicht hätte Suko dies auch irgendwann einmal in seinem Leben geschafft, doch seine Existenz war in andere Bahnen gelenkt worden, und er hatte auch keine Zeit mehr, sich darauf zu konzentrieren. Die Basis war nach wie vor vorhanden, zwar ein wenig verschüttet, doch Suko schaffte es, sie wieder von dem Schutt zu befreien.
Er lag still und konzentrierte sich.
Der Chinese schien eingeschlafen zu sein. So jedenfalls mußte es für jemand aussehen, der ihn nicht näher kannte, doch in Wirklichkeit war er hellwach. Trotz seines tranceähnlichen Zustandes nahm er jedes Geräusch und jede Bewegung wahr, die seine unmittelbare Umgebung berührte.
Es blieb still. Der unheimliche Mörder zeigte sich nicht mehr.
Auch unter dem Bett blieb es ruhig, so daß Suko nicht befürchten brauchte, noch einmal auf lebensgefährliche Art und Weise gestört zu werden. Die Schmerzen in seinem Schädel waren zwar nicht verschwunden, aber sie hatten etwas nachgelassen. Nicht mehr so stark hämmerte und bohrte es unter seiner Kopfhaut, das Gefühl ließ sich sogar aushalten.
Auch an der Decke und den Mauern tat sich nichts.

Jeder Stein atmete noch Grauen, Angst und Entsetzen. Ein unheimlicher Fluch lastete über der Burg, die man auch das Leichenschloß genannt hatte. Nicht zu unrecht, wie der Chinese jetzt zugeben mußte.

Eine Viertelstunde verging.

Völlig ruhig war es nicht, denn Suko hörte schwach die Stimmen der Gäste.

Er wußte John Sinclair bei den Kindern und auch den Betreuern.

Aber konnte John es tatsächlich schaffen, die Menschen vor dem brandgefährlichen Schrecken zu schützen?

Das konnte gutgehen, brauchte aber nicht. Ein Risiko war vorhanden, und gerade dieses Risiko schätzte der Chinese als sehr hoch ein. Es gab ihm auch Kraft, seine Verletzung zu überwinden.

Die Schmerzen ließen tatsächlich nach. Der Chinese riskierte es, sich zu erheben. Im ersten Augenblick glaubte er, sich zuviel vorgenommen zu haben, denn ein furioser Schwindel packte ihn und wollte ihn wieder auf das Bett werfen.

Suko war zäh!

Er ignorierte den Schwindel und biß die Zähne zusammen. Dabei dachte er an die Gefahr, in der die Kinder schwebten, und das gab ihm wieder neuen Auftrieb.

Zwar hämmerte und bohrte es noch in seinem Schädel, doch längst nicht mehr so schlimm wie am Anfang.

Suko stand auf.

Es klappte.

Als er die ersten Schritte hinter sich gebracht hatte, ging es sogar besser. Das weiche Gefühl in den Knien war zwar noch vorhanden, ließ sich jedoch ertragen.

Als Suko vor der Tür stand, atmete er kräftig durch. Seine Hand fand die Klinke, und er öffnete die Tür.

Leer war der Gang.

Kein Mensch, kein Blut, nichts…

Aufmerksam durchquerte Suko ihn und erreichte die Treppe.

Jetzt lag das zweite große Hindernis vor ihm. Die Stufen mußte er überwinden. Normalerweise eine Kleinigkeit für ihn, aber in seinem Zustand doch ein Risiko.

Das Geländer befand sich auf der linken Seite. Suko umspannte mit seinen Fingern den Handlauf. So fühlte er sich besser, denn das war eine gute Stütze.

Es war nicht leicht, die ersten Stufen zu nehmen, abermals überkam ihn der Schwindel. Suko mußte sich hart zusammenreißen und schaffte auch dies.

Stufe für Stufe ließ er hinter sich. Dabei bemühte er sich, so wenig Geräusche wie möglich zu machen und erreichte tatsächlich das

nächste Stockwerk, wo auch die Zimmer der Kinder lagen.

Die Kinder standen nicht im Gang, sondern befanden sich auf der Treppe. Dort hatten sie sich zusammengedrängt, wie eine Herde ängstlicher Schafe, die wußten, daß irgendwo ein Raubtier lauerte.

Sukos Schritte wurden gehört.

Einige Gesichter wandten sich ihm zu. Der Chinese lächelte, obwohl es ihm schwerfiel.

Von unten kam Cathy Barker hoch. Sie war bleich im Gesicht, dies konnte man trotz der schlechten Beleuchtung erkennen. Sie schaute Suko an.

»Ihr Freund ist unten«, sagte sie.

Suko nickte. »Und? Hat er etwas gefunden?«

»Ich weiß es nicht, er hat mich weggeschickt. Mrs. Frominghton ist auch zu ihm gegangen, doch von ihr habe ich nichts gehört. Das ist sehr seltsam.«

Da hatte sie recht. Suko erwiderte darauf nichts, er machte sich jedoch seine Gedanken. Wenn Mrs. Frominghton nichts vernommen hatte, konnte das verschiedene Gründe haben. An den schlimmsten wollte Suko nicht denken, zog ihn jedoch in Betracht.

»Und was sollen wir jetzt machen?« fragte Billy Elting. Er hatte beide Arme um die Schultern zweier Kinder gelegt.

»Was hat Ihnen denn John Sinclair gesagt?«

»Er wollte erst unten nachschauen, und wir sollten solange auf ihn warten. Bisher hat er sich nicht gemeldet, sondern mich nur zurückgeschickt. Ob da etwas passiert ist?«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Suko entgegen seiner Überzeugung.

Plötzlich rief ein kleiner Junge: »Da oben!« Er streckte auch seinen Arm aus.

Sofort schauten alle zur Decke hoch. Auch Suko, dessen Kopfbewegung wieder Schmerzen auslöste.

Über ihnen befand sich die Decke.

Und dort tat sich etwas. Trotz des schlechten Lichts war zu erkennen, wie sie aufgerissen wurde und ein langer Riß sich immer mehr verbreiterte.

Dort lauerte das Grauen.

Und es zeigte sich.

Ein häßliches Lachen ertönte. Ein Gesicht erschien, böse, grauenhaft – eine Fratze.

Und im nächsten Augenblick stürzte ein Blutschwall auf die Menschen nieder…

***

Aus seinem Kopf sprudelte Blut. Das Gesicht wirkte auf mich wie eine Maske, obwohl sie in Wirklich keine war, sondern ein Abziehbild des

Schreckens.

Der Mund stand halb offen, die Augen, falls es wirklich welche waren, erinnerten mich an dunkle Steine.

Und dann das Messer!

Er hielt es in der rechten Hand. Von der Klinge tropfte Blut und bildete auf dem Boden eine kleine Lache.

Sekundenlang starrten wir uns an. Eigentlich waren wir beide überrascht, denn ich hatte nicht damit gerechnet, daß dieses Wesen noch eine zweite Waffe besaß.

Damit hackte es zu.

So schnell, daß ich nicht dazu kam, den Stecher der Beretta durchzuziehen. Ich zuckte hastig zurück und hatte Glück, daß sich noch der Vorhang in der Nähe befand. So traf der Stahl nicht mich, sondern säbelte in den Vorhang, der zum Glück schwer genug war und die Klinge abhielt. Dicht an meinem Arm wischte sie vorbei.

Ich sprang zurück. Sofort zielte ich auf den Unheimlichen, doch der hatte den Vorhang wieder zurückgeschleudert, so daß mir ein Treffer verwehrt blieb.

Aber ich wußte, wo er war, und ich sah keinen Grund, ihn entkommen zu lassen.

Kraftvoll griff ich zu und riß den Vorhang mit einem Ruck von der Stange. Er fiel zu Boden. Endlich besaß ich freie Sicht.

Der Unheimliche verschwand!

Verdammt, Freunde, er tauchte ein in die Mauer und löste sich dabei buchstäblich vor meinen Augen auf. Seine Gestalt wurde durchscheinend und war schon zum größten Teil mit dem Mauerwerk verschmolzen. Trotzdem schoß ich und hielt dabei auf seinen Arm, der noch zur Hälfte aus der Wand ragte.

Ich traf die Messerhand dicht über dem Gelenk. Aber die Kugel fuhr hindurch, sie hieb in die Mauer, wurde dort deformiert, und ich vernahm ein höhnisches Lachen, das schließlich von der Wand verschluckt wurde.

Ich stand da wie ein begossener Pudel, und mir kam zum Bewußtsein, daß diese Wesen stärker waren, als ich je gedacht hatte.

Es war nicht zu sehen, wo der Unheimliche in das Mauerwerk eingedrungen war.

Ich nahm mein Kreuz und hielt es dagegen. Das Kruzifix reagierte überhaupt nicht, denn der unheimliche Gast war längst verschwunden und würde an anderer Stelle wieder auftauchen.

An anderer Stelle?

Ich dachte an die Kinder. Sie mußten so schnell wie möglich weg.

Die Gefahr war in diesen Augenblicken brennend geworden. Als ich am Tisch vorbeilief, da hörte ich bereits die entsetzten Schreie der Jungen und Mädchen…

***

Ein Blutregen klatschte aus der Decke. Das Loch war wieder aufgeklafft, so daß sich das Blut freie Bahn verschaffen konnte.

Die Kinder schrien. Innerhalb von wenigen Herzschlägen herrschte das perfekte Durcheinander und Chaos. Schritte trampelten die Treppe hinunter, keiner der Betreuer konnte die Kinder und Jugendlichen jetzt noch halten.

Dieser schaurige Regen war der Funke gewesen, der das Pulverfaß zu Explosion gebracht hatte.

Und aus der Decke ertönte eine grausam klingende Stimme, die wie ein Donnerhall nach unten echote.

»Das ist die Rache der Geknechteten! Die Jahrhunderte sind vergangen, die Rache ist nicht vergessen!«

Jeder hörte die Stimme.

Auch Suko. Er stand noch etwas weiter hinten, die Kinder und Betreuer hatten sich vor ihm auf der Treppe aufgehalten. Nun aber stürzten sie die Stufen hinab. Sie rannten und hetzten, wollten weg vom Ort des Grauens, stießen sich dabei gegenseitig an, rempelten ungewollt, fielen, faßten sich wieder und liefen weiter.

Dabei schrien sie, und es gab nicht einen von ihnen, der nicht einen kleinen Teil des Blutregens abbekommen hätte.

Suko blieb.

Er wollte den Eingemauerten, der auf eine magische Art und Weise wieder zum Leben erweckt worden war.

Der Unheimliche zeigte sich an der Decke. Sein Gesicht war zum Teil verwest, so daß blanke Knochen durch die noch vorhandenen Hautreste schimmerten.

Mehr konnte Suko nicht erkennen, der Rest blieb im Schatten der Kapuze.

Er sprang.

Suko hatte nicht damit gerechnet, daß der andere so schnell reagieren würde. Er ließ sich kurzerhand fallen, fiel auf die Stufen, prallte ab und rollte weiter.

Den Stab oder die Pistole?

Suko wollte schießen.

Bevor der Unheimliche wieder auf die Beine kam, hatte der Chinese die Beretta hervorgerissen und abgedrückt.

Diesmal traf er.

Die geweihte Kugel hieb in den Körper des Gegners und auch hindurch. Er war im Bruchteil einer Sekunde durchscheinend geworden, die Materie hatte sich verändert, aus dem Untoten war ein Geist geworden. Ein geisterhaftes Wesen, das Suko ein höhnisches Triumphgelächter entgegenschleuderte und, ohne die Stufen zu berühren, nach unten ging, so daß dem Chinesen nichts anderes

übrigblieb, als ihn ziehen zu lassen.
Der Geist wollte die Kinder aus Rache.
Suko holte tief Luft. Auch er war noch nicht 100prozentig fit, doch wenn es eben ging, wollte er so lange kämpfen, wie er auf den Beinen stehen konnte.
Der Chinese nahm die Verfolgung auf…

***

Sie kamen mir entgegen. Und es war ein Anblick, den ich nie in meinem Leben vergessen würde.
Ich hatte mal die Aufführung eines Schiller-Schauspiels gesehen, wo der Regisseur seine Alpträume verwirklicht hatte. Dort war die Bühne zum Schluß ein einziges Meer aus Blut gewesen, die Zuschauer waren zum Teil schon vorher gegangen, weil sie sich den auf abstoßend inszenierten Klassiker nicht anschauen konnten.
So ähnlich wie die Schauspieler sahen auch die Kinder aus. Sie boten in der Tat ein Bild des Schreckens. Es gab keinen Jugendlichen, der verschont geblieben wäre.
Das Blut hatte jeden getroffen. Es rann über die Köpfe, die Gesichter, die Körper und entstellte sie zu makabren Gebilden.
Aber sie lebten!
Alles andere war zweitrangig.
Ich sah auch die beiden jungen Betreuer. Dieses Erlebnis verkrafteten weder Cathy Barker noch Billy Elting. Auch für sie zählte nur noch die Flucht.
Raus aus diesem verfluchten Leichenschloß!
Die Angstschreie hallten durch die Halle. Sie brachen sich an der Decke, der Raum war erfüllt von panikartigen Rufen. Zum Glück fanden sie in ihrer Angst den normalen Weg nach draußen. Sie stürzten auf die Tür zu. Der Sorvino-Junge war der erste, der sie aufriß und hinaus in die Dämmerung rannte.
Die anderen folgten, drängten sich zusammen, und den Schluß bildeten die Betreuer.
Ich war stehengeblieben und hatte bewußt nicht eingegriffen. Die Halbwüchsigen sollten den Weg allein nach draußen finden. Ich hätte sie nur behindert.
»John!«
Er sprach nicht laut, trotzdem hörte ich die Stimme und drehte mich um.
Suko stand auf der viertletzten Treppenstufe. Sein Gesicht war verzerrt, auch er hatte einige Blutspritzer abbekommen, aber er hielt sich auf den Beinen. Mit einer Hand klammerte er sich am Geländer fest.
»Verdammt, du solltest doch liegenbleiben!« fuhr ich ihn an.

»Hättest du das an meiner Stelle getan?«

Nein, das sicherlich nicht. Suko deutete mein Schweigen richtig, und ging weiter. »Ich habe ihn gesehen«, sagte er. »An der Decke, aber als ich schoß, löste er sich auf.«

»Warum sollte es dir besser ergehen als mir«, erwiderte ich sarkastisch.

»Du auch?«

»Ja.« Ich berichtete Suko, was mir widerfahren war.

Der Chinese war neben mir stehengeblieben. Er hob den Arm und deutete in die Runde. »Sie stecken irgendwo im Mauerwerk«, murmelte er. »Irgendwo, aber wir können sie nicht kriegen. Gegen diesen Fluch kommen wir nicht an, der ist stärker.«

Ich war überrascht. Selten hatte ich Suko so pessimistisch erlebt.

Er hob die Schultern. »Es ist nun mal so, ich habe da meine Erfahrungen.«

»Vielleicht sehen wir sie noch.«

»Und dann?«

»Wir müssen uns eben etwas einfallen lassen.«

Der Chinese nickte. »Sicherlich. Sie dürften nicht dazu kommen, sich zu entmaterialisieren.«

»Die Kinder sind jetzt aus dem Schloß«, sagte ich. »Ich weiß aber nicht, wieviel Personal sich noch in der Küche befindet, hoffe jedoch, daß es sich versteckt hält. Ich gehe davon aus, daß wir auf der Abschußliste unserer Gegner an oberster Stelle stehen.«

Suko nickte. »Ja, das ist anzunehmen.«

Ich ging zur Tür. Sie stand noch offen. Die Jugendlichen waren nicht geflohen. Sie standen in der Nähe und sahen, daß ich an der Treppe erschienen war.

Zwei Gestalten lösten sich. Es waren die beiden Betreuer. Billy Elting hatte seinen Arm um die Schulter der Kollegin gelegt. Es war eine beschützende Geste.

»Wie sieht es aus, Mr. Sinclair?« fragte er mich.

»Bleiben Sie bitte draußen. Ich gehe jetzt zurück und schließe die Tür.«

»Und dann?« Die beiden waren auf der untersten Stufe stehengeblieben und schauten zu mir hoch.

»Wir werden alles versuchen, um diesen Horror zu stoppen.«

»Ja, tun Sie das.« Cathys Stimme klang schrill. »Die Kinder drehen durch und ich…«

»Bitte, gehen Sie«, sagte ich.

Der junge Mann war vernünftig. Er zog Cathy mit. Bei den Kindern blieben sie stehen, während ich wieder zurück in das Schloß ging.

Suko wartete in der Halle. »Nichts zu sehen, John«, sagte er. »Die Mauern haben sie verschluckt.«

»Hoffentlich werden sie sie auch wieder freigeben.«
»Ich habe vorhin einen Blick in den Rittersaal geworfen«, sagte er mit leiser Stimme.
»Ja, ich konnte nichts machen«, erwiderte ich. »Der Mann war schon tot, und Mrs. Frominghton wurde in meinem Beisein umgebracht. Der Mörder schleuderte das Messer aus dem Hinterhalt.«
Suko schüttelte sich und gab keine Antwort. Ich ahnte, was hinter seiner Stirn vorging.
»Wir warten jetzt auf sie«, schlug ich vor. »Irgendwann werden sie sich zeigen, sie können es gar nicht überwinden, daß sich noch jemand im Schloß befindet. Das wäre wider ihre Existenz.«
»Hoffentlich hast du recht, John.«
Wir teilten uns die Arbeit. Suko wollte sich den Rittersaal vornehmen, ich blieb in der Halle.
Und dann warteten wir.
Es war eine schlimme Zeit. Während es draußen immer dunkler wurde, hockten wir in den unteren Räumen des Schlosses und lauerten darauf, von den gefährlichen Gegnern angegriffen zu werden.
Mein Kreuz trug ich jetzt offen. Vielleicht bannte das Kruzifix die beiden grauenhaften Gestalten.
Irgendwann hörte ich draußen Stimmen. Ich stand auf, öffnete die Tür spaltbreit und sah trotz der Dunkelheit zwei Frauen in hellen Kitteln, die sich zu den übrigen Personen gesellt hatten. Eine von ihnen kannte ich. Es war Ingrid, die dralle Person mit den Zöpfen.
Ich schloß die Tür wieder, ging zurück und nahm meinen Platz ein. Dabei hatte ich ihn noch nicht ganz erreicht, als ich Sukos warnende Stimme vernahm.
»John, Achtung! Bei mir!«
Sofort hetzte ich zu ihm.
Suko stand nahe der Tür. Er starrte auf die Wand, wo sich dicht neben einem Bild ein Riß gebildet hatte, aus dem das Blut quoll…

***

Sie waren da!
Oder zumindest einer von ihnen. Suko hielt seinen Stab in der Hand. Er stand auf dem Sprung.
»Noch nicht!« flüsterte ich und winkte ihm.
Wir zogen uns zurück. In der Mitte stand noch immer der lange Tisch. Dort konnten wir Deckung nehmen und auch aus sicherer Entfernung schießen.
Wir duckten uns.
Es erwies sich als Nachteil, daß wir kein Licht hatten. Die Wand war zwar zu erkennen, aber nicht der Spalt. Wir konnten ihn nur erahnen. Sekunden verstrichen. Suko und ich hatten den Atem angehalten. Der

oder die Gegner brauchten nicht sofort zu erkennen, wo wir uns befanden.

»Ich sehe eine Bewegung«, wisperte Suko. Wenn Suko das sagte, dann stimmte es auch. Er hatte bessere Augen als ich.

»Den hole ich mir«, hauchte mein Partner.

Bevor ich ihn daran hindern konnte, war er schon zur Seite geglitten, war nur noch ein Schatten und entschwand schließlich.

Ich blieb hocken.

Langsam wurde die Bewegung unbequem, das Dunkel strengte meine Augen an, und ich glaubte, überall Schatten zu sehen. Einer war existent.

Suko!

Er tauchte plötzlich in der Nähe des Spalts auf. Ich ließ mich von ihm ablenken, auf jeden Fall bekam ich nicht mit, was unter dem Tisch geschah.

Dort hatte eine zweite Gestalt gelauert.

Die Berührung traf mich völlig überraschend. Eine kalte Hand hieb gegen mein Schienbein und umklammerte es mit eisenharter Kraft. Im gleichen Augenblick schrie Suko das berühmte Wort.

»Topar!«

***

Suko hatte sich dicht an die Wand gepreßt. Jetzt merkte er, daß er noch nicht wieder in Form war, denn der Schwindel wollte ihn packen und von den Beinen reißen.

Er mußte sich ungeheuer konzentrieren, und er sah die Gestalt aus der Wand treten.

Der Chinese wollte kein Risiko eingehen. Den von Buddha ererbten Stab hielt er in der rechten Hand, als er das berühmte Wort rief.

Sofort erstarrte alles. Kein Lebewesen bewegte sich jetzt, nur derjenige, der den Stab noch in der Hand hielt.

Klappte die Magie?

Ja, Suko schaffte es. Auch sein Gegner stand wie ein Denkmal. Er war kein Geist mehr, sondern feste Materie. Als Geist hatte er in den Mauern gelauert, jetzt war er ausgetreten, und das ließ Suko sich nicht entgehen.

Fünf Sekunden blieben ihm. Das konnte eine lange Zeitspanne sein, aber auch eine sehr kurze. Zum Glück hatte Suko es nicht mit mehreren Gegnern zu tun, bei einem konnte er es leicht schaffen.

Ein langer Schritt, ein Griff, und er hatte die Gestalt entwaffnet.

Gleichzeitig setzte Suko ihr die Mündung der Beretta an den Kopf. Töten durfte er das Monster während dieser fünf Sekunden nicht, dann wäre die Wirkung des Stabes aufgehoben.

So wartete Suko.

Dann war die Zeit um.
Der Unheimliche bewegte sich wieder.
Und da drückte Suko ab.
Sein Ziel konnte er nicht verfehlen, und die geweihte Silberkugel zeigte Wirkung, sie hatte dort getroffen, wo auch diese Wesen am verwundbarsten sind.
Am Kopf!
Suko schloß die Augen. Er wollte nicht sehen, was die Kugel genau anrichtete, er vernahm nur ein Stöhnen, schaute nach und sah seinen Gegner fallen. Dumpf schlug der Körper auf. Ein letztes schauriges Röcheln drang aus dem Mund, dann verging das Wesen, das so lange in den Mauern gelebt hatte.
»John?« fragte Suko. Er bekam keine Antwort.

***

Die Erinnerung war sofort wieder da, als die Zeitspanne der Erstarrung hinter mir lag.
Ich spürte den Druck an meinem Bein und wußte, daß sich dort ein Monster, Geist oder Dämon festgeklammert hatte, der zusätzlich noch ein Messer besaß.
Das bereitete mir Angst.
Ich ließ mich fallen und hörte auch einen Schuß, den Suko abgegeben hatte, doch ich achtete nicht darauf. Ich hatte mit mir selbst genug zu tun, denn das Monster wollte mich unter den Tisch ziehen.
Ich ließ es zu.
Zum erstenmal sah ich es genauer und auch aus der Nähe. Es erschien mir wie ein Zerrbild des Schreckens, dieses halbverweste Gesicht, durch das die Knochen schimmerten.
Eine Hand hatte das Monster frei. Und darin hielt es das Messer.
Dann stieß es zu.
Es ging wirklich um Bruchteile von Sekunden. Den linken Arm riß ich als Deckung hoch, knallte mit dem Ellbogen unter die Tischplatte, und meine rechte Faust, aus der das Kreuz schaute, traf das Wesen mitten in sein verwestes Gesicht.
Es war wie der Einschlag eines Blitzes!
Endlich konnte ich wieder erleben, wie das Kreuz wirkte, nachdem es sich untauglich für den grünen Dschinn gezeigt hatte. Es gab eine regelrechte Explosion, und die weißmagische Wirkung des Kreuzes riß meinen Gegner förmlich auseinander.
Ich sah ihn in einem kurzen aufzuckenden Lichtblitz. Seine Gestalt löste sich auf. Blut sprudelte aus ihr hervor, versickerte und zurück blieben Knochen und Staub.
Ich keuchte, mich schwindelte, und ich blieb sitzen, das Kreuz

weiterhin in der rechten Hand haltend.

So fand mich auch Suko.

»John!« Seine Stimme riß mich aus einer Trance.

»Sorry«, sagte ich und kroch unter dem Tisch hervor. Als ich mich mit dem linken Arm abstützte, spürte ich den Schmerz. Die Klinge hatte mich doch getroffen und eine Fleischwunde gerissen. Sie brannte, als hätte jemand Säure darüber gegossen.

Ich kam auf die Füße und schaute Suko an. Der verstand die Frage in meinem Blick.

»Ich habe meinen Gegner auch zur Hölle geschickt.«

Ein Lächeln brachte ich nicht zustande, dazu war ich zu schlapp.

»Laß uns gehen«, sagte ich. »Die anderen sollen auch Bescheid wissen.«

Auf dem Weg zur Tür, stieß Suko mich an. »John, ich habe das Gefühl, daß dieser verdammte Fall noch nicht beendet ist.«

»Weshalb?«

»Denk mal an Ralph Sorvino. Sein Vater wird bald erfahren, was mit seinem Sohn geschehen ist, und er wird dich dafür hassen. Er arbeitete für Costello, der dir die Schuld am Tode seines Bruders gibt. Die beiden werden alles tun, um uns aus dem Wege zu räumen und sicherlich die Beziehungen zur Mordliga spielen lassen.«

Sukos Überlegungen waren wirklich nicht so weit hergeholt. Man brauchte nicht einmal länger darüber nachzudenken, um ihm recht zu geben. Von Sorvino würden wir noch hören.

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 178 »Der grüne Dschinn«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 157 »Wer mit Gedanken töten kann«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 174 »Lupinas Todfeind«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 161 »Medusas Rache«